

**Deutscher
Reporterpreis
2011**

**Die 10 nominierten
Texte in der Kategorie
„Beste(r) freier Reporter“**

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

	Seite
1) Ahr, Nadine, Das Versprechen (0055)	03
2) Bartsch, Bernhard, „Erzählen Sie, dass unser Volk glücklich ist“ (0310)	15
3) Kohlhöfer, Philipp, Die harte Tour (0198)	22
4) Kowitz, Dorit, Süßes Leben, fette Not (0507)	33
5) Krohn, Anne-Dore, Entgleist (0873)	42
6) Küppers, Kirsten, Als Lore den DFB besiegte (0074)	48
7) Maroldt, Kristina, Ich habe meinen Sohn umgebracht (0136)	57
8) Schaap, Fritz, Grundkurs Islamismus (0066)	64
9) Stock, Jonathan, Peters Traum (457)	74
10) Tatje, Claas, Heile Welt (0371)	84

Das Versprechen

Als sie jung waren, schworen sie sich lebenslange Treue. Jetzt ist Ria dement – und Edwin hält ihren Verfall nicht mehr aus. Die Geschichte einer Liebe, von Krankheit zerfressen, erzählt von der Enkelin.

Nadine Ahr, Zeit, 11.08.2011

Als ihm klar wird, dass es keinen Ausweg mehr gibt, trinkt er sich Mut an. Zwei Gläser Wein. Oder waren es drei? Edwin wankt, als er aus seinem Fernsehsessel aufsteht und durch die Wohnstube in den Flur geht. Ein paar Minuten verharrt er unschlüssig vor der kleinen Kommode, auf der das Telefon steht. Tue ich das Richtige, fragt er sich und blickt zum Schlafzimmer am Ende des Flures. Hinter der Tür schläft sie. Die Frau, mit der er die schönsten Jahre seines Lebens verbracht hat. Seine Ria. Sein Mädchen. Seit 39 Jahren lebt er mit ihr zusammen in dieser Wohnung in Hannover. Edwin weiß: Wenn er jetzt das Telefon in die Hand nimmt, wird sich ihrer beider Leben für immer verändern. Er greift zum Hörer.

Es ist halb neun am Abend, als mein Handy klingelt. Ich sitze gerade in der S-Bahn in Berlin, auf dem Weg nach Hause.

»Nadine, hier ist Opa«, sagt er.

Er ruft nie so spät an. Es muss etwas passiert sein.

»Ich schaff das nicht mehr«, sagt er. »Also: mit Ria, mit deiner Oma.«

Im Waggon spielt ein Straßenmusikant Gitarre, daneben lärmt eine Gruppe Touristen. Dazwischen, ganz leise, die Stimme des Großvaters. Sie zittert.

»Wir finden ein Heim«, sage ich. »Es ist besser so.«

Doch er hat schon aufgelegt. Ich, seine Enkelin, soll nicht hören, wie seine Stimme bricht. Soll ihn mit seinen 89 Jahren nicht weinend erleben. Einen Moment lang habe er noch in der Dunkelheit gestanden, wird er mir später erzählen. Dann geht er ins

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Schlafzimmer, schließt die Ziehharmonikatür, zieht Hemd und Hose aus und seinen hellblauen Schlafanzug an. Er legt sich neben Ria, atmet den Duft ein aus ihrer Seife und seinem Aftershave. Ein Gemisch aus ihr und ihm.

Er wird sie verlieren. Zum zweiten Mal in seinem Leben. Diesmal endgültig.

Mit über 80 Jahren werden meine Großeltern sich trennen. Zwei Menschen, die ich nur als Einheit kenne. Sie gaben mir all das, wonach ich mich als Scheidungskind sehnte. Eine heile Welt, die es, da war ich mir sicher, immer geben würde. Jetzt zerbricht sie. An der Demenz meiner Oma.

Ich weiß, meine Großeltern sind nicht die Einzigen, die Abschied voneinander nehmen müssen, weil eine Krankheit sie dazu zwingt. Ich weiß, dass die Zahl der Demenzerkrankungen steigt. Doch zum ersten Mal ist es nicht das Schicksal entfernter Bekannter, von dem ich höre. Es ist nicht nur eine Zahl. Es sind meine Großeltern. Ich bin gezwungen, mich mit ihrem Schicksal auseinanderzusetzen. Mit einem Schicksal, das uns Generation für Generation entgegenkommt, das irgendwann jeden von uns treffen kann: Liebe, die von Krankheit überrollt wird. Abschied. Und die Frage, was es bedeutet, jemanden zu lieben, der dement ist.

Der 22. April 1946 war ein sonniger Tag. So erzählt es mein Großvater, und er ist der Einzige, der noch davon erzählen kann. Die Luft ist mild. Der erste Frühling nach dem Krieg. Es ist der Tag, an dem Edwin heiratet. Vor einer Kirche in Hannover hat sich am frühen Nachmittag eine Festgemeinde eingefunden: die Eltern des Brautpaares, Freunde, Verwandte. Etwa 20 Gäste, die der Pastor vor den Ruinen der alten Kirche begrüßt. Eine Bombe der Alliierten war neben St. Petri eingeschlagen, fast bis auf die Grundmauern ist die Kirche niedergebrannt. Nur der alte Turm steht noch. Für die Hochzeit hat man ein paar Stühle in den Gemeindesaal gestellt.

Der Pastor weiß nicht viel über das Paar, das er gleich trauen soll. Zwei Menschen, die sich seit der Jugendzeit kennen und nach dem Krieg wieder zueinandergefunden haben. Das ist alles, was Edwin dem Pastor erzählt hat.

Was der Pastor nicht weiß: Für den Bräutigam ist es kein Freudentag. Er wird nicht die Frau heiraten, die er liebt, sondern die, der er vor sechs Jahren die Ehe versprochen hat. »Wenn ich aus dem Krieg zurückkomme, heiraten wir«, hatte er ihr vor seiner Einberufung gesagt. Es war im Winter 1940, Edwin war 19 Jahre alt, seine Freundin Irmgard 18. Sie hatten sich in der Tanzschule kennengelernt. Als Edwin ihr den Antrag machte, brauchte er etwas, worauf er sich freuen konnte. Eine Aussicht auf die Zeit nach dem Krieg. Hoffnung.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Langsam, dem Takt der Musik folgend, gehen Edwin und Irmgard zum Altar. Edwin trägt einen alten schwarzen Anzug, an den Ärmeln zu kurz und an der Hüfte zu eng. Seine Braut hat sich aus einem Luftwaffenmantel ein blaues Kostüm genäht. In ihren Händen hält sie ein paar Blumen aus dem Garten.

Als die Musik verklungen ist, lässt Edwin seinen Blick noch einmal durch die Reihen wandern. Da ist seine Mutter. Sie lächelt ihm zu, nickt. Vor allem seine Eltern haben ihn zu dieser Heirat gedrängt. »Anstandshalber, Edwin«, hat seine Mutter immer wieder gesagt. »Anstandshalber.«

Edwins Vater ist ein einfacher Eisenformer, seine Braut die Tochter eines angesehenen Geschäftsmannes. Edwin würde nicht nur sein Wort brechen, wenn er jetzt Nein sagt. Er würde seine Eltern beschämen. Konventionen verletzen.

Edwin will sich gerade wieder umdrehen, da sieht er sie. Die Frau, die diese Hochzeit so unerträglich für ihn macht. Marie, von allen nur Ria genannt. Die Frau, die er liebt.

In ihrem besten Kleid sitzt Ria in der Kirche und schaut zu, wie der Mann, den sie liebt und der sie liebt, eine andere heiratet. In den Händen ein Taschentuch, sie hält sich daran fest. Benutzen will sie es nicht, das hat sie sich vorgenommen. Wenn doch, da ist sie sicher, werden alle glauben, es sei vor Rührung. Alle, nur ihre Mutter nicht. Die weiß es, so wie Mütter immer alles wissen. Gleich am ersten Abend hatte sie gesehen, dass Ria dieser junge Mann gefiel, der kurz nach Kriegsende mit dem Vater bei selbst gebranntem Schnaps in der kleinen Küche saß. In seiner abgewetzten Soldatenuniform hatte Edwin im Herbst 1945 vor ihrer Tür gestanden; er war gerade aus kanadischer Gefangenschaft entlassen worden. Er traute sich nicht nach Hause, nach Thüringen, weil man munkelte, die Russen dort würden immer noch Soldaten verschleppen. Also ging Edwin zu seinem Stiefonkel nach Hannover.

»Im Namen des Vaters, des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen. Wir wissen aus Gottes Wort, dass der Ehestand ein heiliger ist...«

Die Worte des Pastors hallen durch die Kirche. Edwin sieht Ria an. Nicht einmal eine Woche hatte er bei seinem Stiefonkel auf dem Sofa in der Küche geschlafen, als er sie zum ersten Mal küsste und Irmgard vergaß. Es war ein Sonntag, sie waren zum Maschsee gegangen. Sie sprachen über das Dorf in Thüringen, aus dem Edwin stammt und in dem auch Ria die ersten Jahre ihres Lebens verbracht hat. Er erzählte ihr Anekdoten von gemeinsamen Bekannten. Ria, eine junge Frau mit graugrünen Augen, lachte über seine Witze. Am Südufer, wo die Bäume dichter stehen, küssten sie sich. Von seiner Freundin Irmgard sprach Edwin nicht.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

»So ermahne ich euch beide, die ihr nun in den Ehestand tretet, dass ihr in Gottesfurcht denselben anfangt.«

Edwin denkt daran, wie er mit Ria ins Kino ging. Als Eisenformer hatte er schnell Arbeit gefunden, von seinem Lohn führte er sie aus. Ganz hinten im Kino saßen sie und schauten amerikanische Filme. Nicht alle waren synchronisiert, bei den englischsprachigen verstanden sie kein Wort. Doch die Filme waren Nebensache. Rias Hand zu halten, darum ging es.

»Ist solches eures Herzens Wille und Meinung, so bekennt es allhier vor Gott und seiner christlichen Kirche und sprecht: Ja.«

Ria schaut zum Altar, hält den Atem an. Kurz vor der Trauung hat die Braut sie beiseitegenommen und gefragt: »Warum ist er nach all den Jahren nur zurückgekommen? Ich wollte eigentlich einen anderen.« Vielleicht hätte Ria die Hochzeit verhindern können. Sie hätte nur zu Edwin gehen und ihm sagen müssen, dass auch die Braut ihn nicht mehr liebt. Doch sie hat geschwiegen.

»Ja, ich will.«

Als Edwin die drei Wörter spricht, weint Ria. Sie schluchzt nicht. Es ist ein stilles Weinen. Am 22. April 1946 verliert sie ihre große Liebe. Im Dezember 1947 heiratet sie Friedel, einen Mann, bei dem sie Trost gesucht hat. Bei der Hochzeit mit Friedel ist Ria im fünften Monat schwanger, mit dem Kind, das einmal mein Vater werden wird. Kurz nach der Heirat schlägt Friedel sie zum ersten Mal.

»Hilfe, Hilfe, der bringt mich um! Der schlägt mich tot!« Ihre Schreie hallen durch die Wohnung, hinaus in den Hausflur, bis in die Küchen der Nachbarn. Es ist August 2010, Ria ist 86 Jahre alt. »Warum hilft mir keiner?« Meine Großmutter windet sich in ihrem Sessel, ihr Körper bebt vor Angst. Sie schreit in der Hoffnung, dass einer der Nachbarn sie hört und sie beschützt vor den Schlägen und Tritten, die nur sie kommen sieht.

Neben Ria steht Edwin, einen Schuhanzieher in der Hand. Er ist aus seinen Slippers gerutscht. »Ria, Mädchen, ich bin es.« Edwins Worte sind sanft. »Ich, dein Edwin, nicht Friedel.«

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

63 Jahre sind vergangen, seit Ria Friedel heiratete. Einen Mann, der sie schlug, wann immer er getrunken hatte. Doch das ist längst vorbei. Friedel starb vor 39 Jahren. Und Ria lebt mit Edwin in dieser Wohnung in Hannover.

Noch einmal versucht Edwin, Ria zu beruhigen, streicht ihr über das dünne, weiße Haar, das auf ihrem Kopf liegt wie Flusen. Dann gibt er auf und geht aus dem Zimmer. Es ist hoffnungslos. Sie ist irgendwo in der Vergangenheit, da, wo er sie nicht erreichen kann. In ein paar Stunden wird sie es vergessen haben. Wie immer.

Vor zwei Jahren fing es an. Zuerst sah Ria Tiere in der Wohnung, dann standen nachts fremde Männer an ihrem Bett. Wie ein Schatten legte sich die Furcht erst über Rias Leben, dann über Edwins. »Das träumst du nur«, sagte Edwin ihr morgens beim Frühstück, wenn sie ihm von den Ängsten der Nacht erzählte, »und wenn hier einer reinkommt, haue ich ihn um!« Ria hat dann manchmal gelächelt. Edwin, ihr starker Mann, ihr Beschützer mit Händen, groß wie Schaufeln. Und Edwin hat weiter seinen Kaffee geschlürft und seine Zeitung gelesen. Sie ist nur zerstreut, sagte er sich, das kommt von ihren Medikamenten gegen Arthrose und Parkinson. Wird schon wieder.

Edwin wollte nicht sehen, was nicht zu übersehen war. Ria veränderte sich. Sie schaffte es nicht mehr, ihre Ängste aus der Ehe mit Friedel zu verdrängen, die sie all die Jahre tief in sich verschlossen gehalten hatte. Ria wurde dement.

Ein Besuch bei meinen Großeltern, an einem Tag, an dem es schon schlecht um beide stand. Ich sitze mit Oma Ria am Tisch und schenke Kaffee ein. Opa Edwin ist beim Bäcker, Kuchen holen. Als er ging, war ihm die stille Freude anzusehen, mal vor die Tür zu kommen. In den vergangenen Monaten ist Ria immer gebrechlicher geworden, die Halluzinationen haben zugenommen. Für Edwin ist die Wohnung zu einem Gefängnis geworden. Fünf Kilo hat er abgenommen in sechs Monaten. Nur morgens und abends, wenn der Pflegedienst kommt, um Ria zu waschen, geht er für ein paar Minuten nach draußen.

Ich plaudere mit meiner Großmutter über das Wetter. Belanglose Dinge, die sie nicht überfordern. Auf einmal verändert sich ihr Gesicht. Ihr Blick wird starr, ihre Mundwinkel ziehen sich nach unten.

»Ich hab Angst vor ihm«, flüstert sie.

»Vor wem? Vor Opa?«

»Das ist ein ganz schlimmer Mann.«

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Ich will widersprechen, sagen, dass Opa doch ihre große Liebe ist, immer war, dass er nie die Hand gegen sie erheben würde. Dann fällt mein Blick zur Tür, dort steht Edwin, den Kuchen in der Hand. Er presst die Lippen zusammen, zieht die Schultern hoch. Hilflos, verkrampft. Was soll man tun, was soll man fühlen, wenn die Frau, die man liebt, sich vor einem fürchtet?

Anfangs war er irritiert. Dann verletzt. Jetzt ist da Angst. Und ein Berg von Fragen. Fragen, auf die Edwin keine Antworten hat: Was ist, wenn es noch schlimmer wird? Wenn sie mich nicht mehr erkennt? Wenn sie nicht mehr die ist, die sie war? Und sie in mir nicht mehr den sieht, der ich bin?

Ria kann Edwin nur noch selten sagen, wie viel er ihr bedeutet. Zu gewaltig ist die verdrängte Vergangenheit zurückgekehrt, zu real sind ihre Halluzinationen. Immer wenn Ria schreit und flucht, wenn die Verletzungen für ihn zu groß werden, wenn er die Gegenwart nicht mehr erträgt, flüchtet er sich in die Vergangenheit. Erinnert sich an Silvesterabende, an denen Ria das grüne samtene Dirndl trug, das er ihr geschenkt hatte. Daran, wie sie beide um Mitternacht, wenn alle anderen auf der Straße ihre Raketen in die Luft schossen, im Wohnzimmer Schneewalzer tanzten. Es sind die schönen Erinnerungen, die ihn die schlechten Momente, ihr Fremdsein, aushalten lassen.

Ein paar Stunden später. Meine Großmutter schläft, mein Großvater sitzt mit hängenden Schultern in der Küche. Als ich klein war, haben wir oft hier gegessen: Oma am Herd, Opa auf seinem Platz neben der Tür zur Speisekammer. Es war immer wohliger warm hier, denke ich, ein Ort voller Zuneigung. Die Wärme zweier Menschen, die sich lieben.

Ich hole Gläser aus dem Schrank, schenke Wein ein. Wir schweigen ein paar Minuten, fast habe ich Angst, in der Stille seien meine Gedanken zu hören: Darf ich es denken? Darf ich es sagen? Darf ich mich einmischen? Muss ich sogar? Ich atme tief ein, bevor ich diese Worte spreche: »Das geht so nicht mehr. Sie muss in ein Heim.«

Edwin nippt an seinem Weißwein. Müller-Thurgau, seit 30 Jahren dieselbe Sorte. »Ich kann sie nicht verlassen«, sagt er und schüttelt den Kopf.

»Aber Opa...«

»Nein.« Seine Stimme klingt barsch, sein Blick ist entschlossen. Er will keine Lücke lassen für Widerspruch. »Ich habe es ihr versprochen«, sagt er, trinkt, lacht. Es klingt unecht. »Bis zum bittersüßen Ende.«

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Es ist eine Geschichte wie keine. Und eine Geschichte wie so viele. Es war der 1. Juli 1971, an dem Edwin Ria versprach, den Rest seines Lebens mit ihr zu verbringen. Von Irmgard war er seit ein paar Monaten geschieden. Die Ehe war so lieblos geblieben, wie sie begonnen hatte – 24 Jahre lang. Auch die Geburt eines Sohnes hatte das Paar nicht näher zueinanderbringen können. Ihre Urlaube verbrachten sie getrennt. Jahr für Jahr fuhr Edwin mit dem Sohn für drei Wochen nach Thüringen. Wenn sein Urlaub endete, begann Irmgard den ihrigen dort. Irmgard wartete, bis der Sohn volljährig war, dann verließ sie Edwin. Am Morgen hatte sie ihm noch die Stullen für die Arbeit geschmiert. Am Abend, als er nach Hause kam, war sie fort. Ihre Kleider fehlten, die Vorhänge waren abgehängt. Irmgard hatte von allem die Hälfte mitgenommen. Vom zusammengestellten Ehebett stand nur noch Edwins Seite.

Am 1. Juli 1971 veranstalteten die Döhrener Schützen ein Fest, im Schützenhaus in der Döhrener Masch. Eigentlich hatte Ria keine Lust auf eine Feier, auch nicht auf betrunkene Männer, als sie am Abend mit ihrem Auto vor dem Vereinsheim vorfuhr. Ihre Freundin hatte sie überredet. »Du musst mal wieder unter Menschen«, hatte sie gesagt. Ria war seit zwei Monaten Witwe. Ihr Mann war am Alkohol verreckt.

Sie spielten einen Schlager. Jemand sang von roten Rosen, roten Lippen und rotem Wein, als sie ihn an der Bar erblickte. Edwin war 50 Jahre alt, Ria 47.

»Edwin, wie geht es dir?«

»Gut.«

»Wie geht's Irmgard?«

»Ich bin geschieden. Wie geht's Friedel?«

»Er ist gestorben.«

Eine halbe Stunde machten sie höflich Konversation. Stolz erzählte Ria, dass sie vor einigen Jahren den Führerschein gemacht habe. »Ich hab ein Auto«, sagte sie, und Edwin verstand. Sie verließen das Fest, fuhren über die Dörfer. In einem Wald stiegen sie aus: ein Paar, nicht mehr jung. »Mensch, Ria, du bist ja noch genauso schön wie früher«, sagte Edwin. Und er sagte noch etwas: »Mädchen, versprochen, jetzt lass ich dich nie wieder los.« Noch am selben Abend zog er zu ihr und blieb.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Als meine Großeltern sich versprochen, immer beisammenzubleiben, lag das Alter nicht mehr in ferner Zukunft. Sie wussten, dass Krankheiten auf sie zukommen würden. Dennoch glaubten Edwin und Ria, dass sie ihr Versprechen halten können. Aber kann ein Versprechen, das aus Liebe gegeben wird, für immer bindend sein, wenn ein Mensch sich so verändert?

Am 7. September 2010 schrieb die Pflegerin des häuslichen Dienstes in ihr Protokoll, meine Großmutter habe zunehmend optische Halluzinationen, mein Großvater sei mit der Situation überfordert. Einen Tag später rief er mich an, traf die Entscheidung, Ria in ein Heim zu geben.

Mein Vater und seine Frau holten Ria an einem Samstagmorgen. In drei Stunden hatten sie zwei Koffer gepackt. Der Abschied war kurz. »Ria...«, sagte Edwin. Er wollte ihr eigentlich sagen, dass er sie liebt und dass er das nicht gewollt hat. Aber Edwin fand keine Worte.

Eine Woche später. Ria ist im Pflegeheim. Edwin hat seit dem Abschied die Wohnung nicht verlassen, als wolle er sich bestrafen. Die Milch im Kühlschrank ist sauer, das Brot auf der Anrichte hart. In der Spüle stapelt sich Geschirr. Die Zahnpastatube im Badezimmer ist offen, weil Edwin wie immer vergessen hat, sie zuzudrehen. Es war ja Ria, die ihm jeden Morgen und jeden Abend, 39 Jahre lang, die Zahnpasta auf die Zahnbürste drückte. Als sie das nicht mehr konnte, hat sie – in einem klaren Moment und mit großer Dringlichkeit – die Pflegerin gebeten, Edwin die Zahnbürste fertig zu machen.

»Ach Mensch, scheiße, ich mach's nicht mehr lange mit!« Edwin schreit. Edwin weint. Edwin tobt. Aus seiner Nase läuft der Rotz. Er trägt einen fleckigen Trainingsanzug, sein Haar ist zerzaust, sein Gesicht rot vor Aufregung. Auf seiner Stirn pulsiert eine Ader.

Nach Tagen der Erschöpfung entlädt sich alle Angst, aller Schmerz, alle Trauer, alle Wut. Wut auf Rias Krankheit, weil er sie nicht greifen, nicht verstehen kann. Wut auf seine Schwäche, die ihn davon abhielt, bei ihr zu bleiben.

Noch einmal wirft er seine Arme in die Luft, wie ein Dirigent, der zum letzten Crescendo ausholt. Dann sackt er in sich zusammen.

Erschöpft liegt mein Großvater in seinem Sessel. Die Augen halb geschlossen, dämmert er vor sich hin. Manchmal seufzt er. Wie mag das sein: plötzlich allein nach 39 Jahren? Ich bin 29, mein Opa ist 89. Für mich bedeutet eine Trennung nicht das

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Ende, nach einiger Zeit wird daraus der Anfang von etwas Neuem. Mein Großvater will nichts Neues mehr. Er vermisst das Alte, das Vertraute.

»Gestern Nacht bin ich aufgewacht und hab zu ihr rübergegriffen. Da ist mir erst wieder eingefallen, dass sie nicht mehr da ist«, sagt er.

Tage zuvor wollte er Ria besuchen gehen. Er hatte sich zurechtgemacht, das karierte Hemd angezogen, das sie so gerne an ihm mochte, sich besonders gründlich rasiert und Irish Moos aufgelegt. In Mantel und Hut hatte er aufs Taxi gewartet. Edwin hatte Angst vor dem Wiedersehen. Angst, dass Ria unglücklich sein könnte. Niedergeschlagen, schwach. Sie war doch immer die Starke in der Beziehung. Selbst dann noch, als die Arthrose unerträglich war. Was, wenn sie jetzt gar keine Kraft mehr hat? Und was, wenn sie ihm Vorwürfe macht, weil er sie alleingelassen hat? Als der Taxifahrer an der Tür klingelte, sagte mein Großvater, er werde nicht fahren.

Erst zehn Tage nach Rias Auszug macht er einen zweiten Versuch. Als ich komme, um ihn abzuholen, sitzt er abfahrbereit im Flur. Die Jacke hat er angezogen, in der einen Hand den Gehstock, in der anderen Fotos, die er ihr mitbringen möchte. Eine Handvoll Erinnerungen: Ria an einer Raststätte, vor dem neuen Auto. Ria und Edwin auf einer Bank im Schrebergarten. Ria im See, in einem Schwimmring, den er ihr gekauft hatte, weil sie nicht schwimmen konnte. Er hielt den Ring immer an einer Leine, damit sie nicht zu weit auf den See hinaustrieb.

Im Auto schweigt er. Die Musik aus dem Radio stört ihn, er stellt es aus. Immer wieder greift er in seine Herrenhandtasche, prüft, ob er die Fotos wirklich eingesteckt hat. Der Sicherheitsgurt ist ihm zu eng. Die Sonne blendet.

Im Heim empfängt uns eine Pflegerin. Ria sei im Aufenthaltsraum, sagt sie. Wir gehen einen dunklen Flur entlang, an den Wänden hängen gepuzzelte Landschaften, Tierposter. Im Aufenthaltsraum steht ein großer Tisch, drum herum parken Rollstühle. Das Radio dudelt, niemand spricht ein Wort. Ich erblicke meine Großmutter zuerst: Zusammengesunken in einem Rollstuhl, den Blick ins Leere gerichtet, sitzt sie wie abgestellt am Kopfende des Tisches. Sie trägt einen fliederfarbenen Pullover, unter dem sich ihre Schulterknochen wie zwei Höcker abzeichnen. War sie vor zwei Wochen auch schon so dürr? Oder verzerren die Skrupel, das schlechte Gewissen den Blick? Früher war ihr Gesicht füllig, jetzt ist es kantig. Schlupflider verdecken ihre Wimpern.

Als sie uns erblickt, leuchten ihre Augen auf. »Oh, wie schön«, sagt sie, lächelt. Edwin geht langsam auf sie zu, schaut verlegen zu ihr herunter. Wie ein Teenager beim ersten Rendezvous. Zaghafte, ein wenig unbeholfene, gibt er ihr die Hand. »Hallo, Ria«, sagt er steif. Dann lächelt auch er.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Sie zeigt uns kurz ihr Zimmer. Später sitzen wir auf einer durchgesehenen Ledergarnitur in einem kleinen Besucherraum. Edwin hat seine Jacke anbehalten, kerzengerade sitzt er Ria gegenüber. Sie reden über das Wetter, über die Wohnung.

»Ist die Putzkolonie schon da gewesen?«, fragt Ria. »Dann kann ich ja wieder nach Hause kommen, oder?«

Edwin schluckt. Er bringt nicht den Mut auf, ihr zu sagen, dass sie im Heim bleiben wird.

»Ich kümmere mich um alles«, sagt er.

Die Pflegerin klopft an, gleich gebe es Abendbrot, sie wolle Ria mit in den Speisesaal nehmen. Edwin steht auf. Zögert. Ihm ist es unangenehm, sich vor der Pflegerin zu verabschieden. Dann ringt er sich doch noch durch und gibt Ria einen schnellen Kuss. »Der war gut«, sagt sie.

Auf dem Weg nach Hause ist Edwin bester Laune. Er dreht das Autoradio lauter und summt die Melodie eines alten Schlagers mit. Ria hat ihn nicht beschimpft. Und ihr Geist, da ist er sich sicher, wirke doch klarer als sonst, oder etwa nicht? Dann wäre seine Entscheidung richtig.

»Ich glaube, es geht ihr besser«, sagt er.

Was darf eine Enkelin dann sagen? Dass er nur zwei von 24 Stunden erlebt hat? Dass es nie wieder besser, sondern immer schlimmer werden wird? »Bestimmt, Opa«, sage ich.

Ein paar Tage später ruft er mich an und sagt: »Ich möchte zu Ria ins Heim ziehen.«

Im Schlafzimmer meiner Großeltern liegt ein aufgeklappter Lederkoffer, randvoll mit Hemden, Hosen, Pullovern. Edwin sitzt auf dem Doppelbett, bewertet, delegiert. Die grüne oder die braune Krawatte? »Die grüne«, sagt er. Ein Weihnachtsgeschenk von Ria. Wir brauchen drei Stunden, bis alles gepackt ist. Es bleibt ihm nicht viel: sein Fernsehsessel, ein paar Bilder aus Thüringen, eine handsignierte Biografie von Gerhard Schröder, die Uhr, die er von der IG Metall für 50 Jahre in der Gewerkschaft bekommen hat. Er trauert um seine Plattensammlung und den Wohnzimmertisch mit der braunen

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Marmorplatte, der einmal 800 Mark gekostet hat und für den er damals Monate sparen musste.

Mit 89 Jahren lässt Edwin alles zurück für einen Neuanfang. Mit ihr. Für sie. Für sein Gewissen. Weil er versprochen hat, sie nicht zu verlassen. Und weil es ohne sie so still in der Wohnung ist. Weil die Einsamkeit ihn auffrisst. Aber das sagt er nicht.

Ein letztes Mal schweift sein Blick durch die Wohnung, in der er jahrezehntelang mit Ria gewohnt hat. 75 Quadratmeter. Hier haben sie gelebt, geliebt, gestritten.

Der Sessel, in dem sie immer saß, mit der selbst gehäkelten Decke über der Lehne. Schräg gegenüber die Küche, daneben das Schlafzimmer. Im Heim werden sie in getrennten Zimmern schlafen, ein Doppelzimmer war nicht mehr frei. »Wir haben uns das einmal ganz anders vorgestellt«, sagt Edwin.

»Wie denn?«

»Anders halt. Ich weiß auch nicht.«

Im Auto sagt er: »Vielleicht hätte ich Ria gleich heiraten sollen, dann hätte sie Friedel nicht geheiratet.« Vielleicht, denkt er, wäre Ria dann nicht krank geworden. Er gibt sich die Schuld. Darum wiegt sein Versprechen so schwer.

Er hofft, im Heim wieder mit Ria lachen zu können. Die Besuche bei ihr waren schön, also muss doch auch das Leben mit ihr wieder schön sein. Er freut sich darauf, mit ihr zu essen. Mit ihr spazieren zu gehen.

»Du hast mein Geld gestohlen!« Ihr zittriger Finger zeigt auf Edwin. »Ria, ich hab in meinem ganzen Leben noch nie einen Penny von dir genommen.« Laut hallen seine Worte durch die Gänge des Heimes. Es ist morgens, kurz nach zehn.

Schweigen im Aufenthaltsraum. Ria sitzt Edwin gegenüber. Sie beugt sich zu ihrer Tischnachbarin und sagt: »Mein Mann hat immer Frauen bei sich. Jede Nacht sitzen sie auf seinem Schoß. Er denkt, ich sehe das nicht. Aber ich sehe das.« Wortlos steht Edwin auf und geht.

Mit jedem Tag, an dem er ihre Vorwürfe über sich ergehen lassen muss, den Blicken der anderen Bewohner standhält, wenn sie ihn beschuldigt, ist seine Hoffnung, mit Ria

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

wieder glücklich zu sein, kleiner geworden. Zuerst antwortete er noch auf ihre Vorwürfe. Dann schrie er. Jetzt bleibt er immer öfter stumm. Edwin fehlt die Kraft. Er hat keine Worte mehr für diese Frau, die einmal seine war. Er sitzt in seinem Zimmer, liest Zeitung, schaut fern.

Tage vergehen, Wochen. Im Kopf meines Großvaters reift eine Entscheidung. Er wird ausziehen in ein neues Zuhause. Ein Zuhause ohne Ria. Ein Pflegeheim am anderen Ende der Stadt. Dort will er zur Ruhe kommen. Sein Leben sortieren. Sich mit sich selbst versöhnen. Er sagt, er wolle wieder spazieren gehen.

Zwei alte Menschen, gemeinsam in einem Heim – nicht immer ist das, was nach außen so rührend wirkt, noch eine Liebesgeschichte. Wie leicht erfinde sogar ich Ausreden, um meine Großmutter nicht im Heim besuchen zu müssen. Wenn ich bei ihr bin, ist sie mir fremd. Wenn wir getrennt sind, ist sie mir näher. Darf man einen Menschen, der dement ist, auch aus der Ferne lieben? In der Erinnerung?

Der letzte gemeinsame Tag. Edwin möchte sich von Ria verabschieden. Doch sie versteht nicht, fragt nur nach ihrem Pelzmantel, den sie verzweifelt sucht. Im Aufenthaltsraum sitzt sie zwischen all denen, die auf das Essen warten, den nächsten Tag, den nächsten Besuch. Wann er wiederkommen wird, weiß Edwin nicht. Und auch nicht, ob.

Er beugt sich zu ihr hinunter und küsst sie. »Auf Wiedersehen, Mädchen«, sagt Edwin. Dann dreht er sich um und geht.

Erzählen Sie, dass unser Volk glücklich ist!

Jürgen Klimke von der CDU fährt nach Nordkorea.

Bernhard Bartsch, Oslo, Berliner Zeitung – Magazin 9. April 2011

Der junge Mann ist seltsam. Er steigt als letzter ins Flugzeug, hat eine riesige Sonnenbrille auf, trägt Jeans, Turnschuhe, ein blaues Hemd mit Krawatte und eine Gelfrisur wie asiatische Popstars sie haben. Man kann sich ihn in einer japanischen Disco oder Hongkonger Shopping Mall vorstellen. Aber er ist auf dem Weg nach Nordkorea. In Peking hat er als letzter die Maschine der nordkoreanischen Fluglinie Koryo Air bestiegen und in der ersten Klasse auf Sitz 1A Platz genommen. Die Stewardessen behandeln ihn wie einen Ehrengast. Wer ist er?

Drei Plätze weiter, auf Sitz 1D, sitzt Jürgen Klimke von der CDU. Klimke nestelt an einer kleinen Digitalkamera. "Machen wir mal ein Foto", sagt er, dreht sich zur Seite und drückt schnell ab. Zu schnell. Das Bild ist verwackelt, der junge Mann nicht zu erkennen. Wenig später wird er in Pjöngjang vor Klimke und allen anderen Passagieren aus dem Flugzeug geführt. Auf dem Rollfeld erwartet ihn ein Bus. Ob er seinen schwarzen Spazierstock wirklich als Gehhilfe benötigt oder nur als eigenwilliges Accessoire mit sich führt, ist nicht erkennbar. Wird nicht von Kim Jong Ils zweitem Sohn kolportiert, er gehe infolge einer Erkrankung am Stock? "Ich hätte zu gerne gewusst, wer das war", sagt Klimke, als der Bus mit dem geheimnisvollen Mann abgefahren ist. Es ist nicht die einzige Frage, die auf dieser Reise offen bleiben wird.

Jürgen Klimke ist zum ersten Mal in Nordkorea. Er ist 62 und Schnauzbarträger, ein geerdeter Hamburger Mittelstandsunternehmer, der seit 2002 für die CDU im Bundestag sitzt. Klimkes Arbeitsschwerpunkte sind Außen- und Entwicklungspolitik, und zu den vielen Gremien, in denen er sitzt, zählt auch die deutsch-koreanische Parlamentariergruppe. Fünf Tage lang will er sich selbst ein Bild von dem Land machen, über das man im Berliner Regierungsviertel kaum mehr weiß als in den dünnen Aktenordner passt, den Klimke unter dem Arm trägt: Die Demokratische Volksrepublik Korea ist eines der ärmsten Länder der Welt und leidet immer wieder unter Hungersnöten, konnte aber in den vergangenen Jahren genügend Ressourcen mobilisieren, um Atomwaffen und Urananreicherungsanlagen zu entwickeln. Uno-Sanktionen sollen das Land zur Aufgabe seines Nuklearprogramms zwingen, doch statt klein beizugeben attackierte Nordkorea im vergangenen Jahr zweimal südkoreanische Ziele. Was will Klimke hier? "Miteinander zu reden ist immer besser, als wenn Eiszeit herrscht", sagt er.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Anderthalb Stunden nach der Landung steht Jürgen Klimke auf dem Flur eines Bürogebäudes vor einer großen Flügeltür und friert. Es ist kalt auf dem Flur, und Klimke ringt mit einer Erkältung, aber das nordkoreanische Empfangskomitee hat ihn gebeten, seinen Mantel an einen altmodischen Kleiderständer zu hängen. Endlich geht die Tür auf. Sechs Männer in schwarzen Anzügen stehen in einer Reihe und strecken Klimke die Hand entgegen. An ihren Revers tragen sie rote Anstecknadeln mit dem Bild von Kim Il Sung, den sie den "Großen Führer" nennen und der auch 18 Jahre nach seinem Tod als "Ewiger Präsident" Nordkoreas Staatsoberhaupt ist. Auch an den Wänden hängen Porträts von ihm und seinem Sohn, dem "Großen General" und "Lieben Führer" Kim Jong Il. Eine Klimaanlage bläst warme Luft in den Raum, Kellnerinnen in Kostümen servieren heißen Ginseng-Tee.

"Wir blicken auf einen langen, harten Winter zurück, aber jetzt, da eine so wichtige Persönlichkeit wie Herr Jürgen Klimke unser Land besucht, wird es endlich Frühling", eröffnet ein Herr mit einer akkuraten Steilfrisur. Klimke spickt auf seinen Programmzettel. "Meinungsaustausch mit Herrn Ri Yong Chol, Stv.Abt.leiter des ZK der PdAK", steht darauf. Soll heißen: Stellvertretender Abteilungsleiter des Zentralkomitees der Partei der Arbeit Koreas.

"Koreas Arbeiterpartei und Deutschlands CDU sind die Säulen der Politik in unseren beiden Ländern", sagt Herr Ri. "Es ist gut, wenn wir unsere Beziehungen ausbauen." Klimke sitzt mit gefalteten Händen am Konferenztisch und lächelt. Sein Leben spielt sich zu großen Teilen an Konferenztischen ab und er hat auf seinen Reisen schon viele merkwürdige Gesprächspartner getroffen. Er weiß, dass sich seltsame Momente gut weglächeln lassen. "In der Tat sollten wir über Kooperationen sprechen", sagt er bedächtig, "vorausgesetzt die gesamtpolitische Situation lässt das zu." Herr Ri schaut über seine randlose Brille und zieht einen dicken Manuskriptstapel zu sich heran. "Da sie zum ersten Mal in unserem Land sind, lassen Sie mich Ihnen unsere Situation einmal erläutern", hebt er an. Der Übersetzer streckt den Rücken durch.

Die Welt, wie Herr Ri sie in den nächsten dreißig Minuten skizziert, gleicht in mancher Hinsicht dem gallischen Dorf aus Asterix und Obelix. Der ganze Globus ist von imperialistischen Mächten besetzt, doch dank Heldenmut und Führern mit übernatürlichen Kräften gelingt es einer kleinen Nation seit 63 Jahren, seine Eigenständigkeit zu bewahren. Die Nation ist Nordkorea.

"Viele haben uns schon den Zusammenbruch vorhergesagt, aber die Welt wird sehen, dass wir im nächsten Jahr, zum 100. Geburtstag unseres Großen Führers Präsident Kim Il Sung, ein mächtiges und aufblühendes Land sein werden", sagt Herr Ri und sieht Herrn Klimke an. Klimke lächelt. Und Ri setzt fort: "Sie fragen sich, wie wir das schaffen wollen? Indem wir uns mit allen Kräften um unseren Führer, den Großen General Genosse Kim Jong Il, zusammenschließen." Klimke erfährt dann noch, dass Nordkorea "gewaltige Fortschritte bei der Herstellung von Energie, Lebensmitteln und Dünger" macht "und der Produktionsplan für das erste Quartal schon im Februar übererfüllt war". "In Westeuropa werden die Tatsachen häufig verdreht", stellt Ri klar,

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

"aber Sie, Herr Klimke, werden in den kommenden Tagen Gelegenheit haben, die Entwicklung unseres Landes mit ihren eigenen Augen zu sehen."

Das erste, was Jürgen Klimke sieht, ist das Hotel, in dem er einquartiert wurde. Es heißt Koryo-Hotel und ist ein Doppelhochhaus mit einer wuchtigen marmornen Empfangshalle. Die Nordkoreaner haben dem deutschen Gast eine große Suite gebucht, bezahlt wird vorab bar in Euro. Im Zimmer sind sämtliche Lampen angeschaltet, als könne Stromverschwendung Überfluss suggerieren. Die Einrichtung ist eine billige Kopie gehobenen westlichen Standards, alles makellos gepflegt. In der Nacht raubt Klimke das Surren eines elektrischen Geräts, das sich nicht lokalisieren lässt, den Schlaf. Morgens um fünf weckt ihn Propagandamusik, die von der Straße kommt. Zum Frühstück gibt es kleine Päckchen mit neuseeländischer Butter, deutscher Marmelade und Omelett.

Das wahre Nordkorea sieht Jürgen Klimke durch das Fenster eines dreißig Jahre alten Mercedes. Drei Limousinen haben die Nordkoreaner für die vierköpfige Delegation aus Deutschland aufgeboten. In der ersten fährt Klimke, in der zweiten ein Mitarbeiter der deutschen Botschaft in Seoul und in der dritten zwei Journalisten, jeweils begleitet von zwei bis drei freundlichen Herren vom nordkoreanischen Außenministerium. Sie sprechen fließend Deutsch oder Englisch.

Der Terminkalender ist eng. Begegnungen mit dem einfachen Volk sind nicht vorgesehen. "Dafür ist bei einer so kurzen Reise keine Zeit", sagen die Begleiter und vertrösten Klimke auf den nächsten Besuch, und der ist zu höflich, um sich zu beschweren oder zu sagen, dass Ausländer doch sowieso nie Zugang zu normalen nordkoreanischen Wohnungen bekommen, dass nicht einmal die deutsche Botschaft in Pjöngjang die Telefonnummern oder Adressen ihrer nordkoreanischen Übersetzer, Fahrer oder Gärtner wissen darf.

Wenn so viel verborgen wird, lässt das der Fantasie freien Lauf. Wer weiß, wie die wohnen, die Nordkoreaner! Klimke, der schon Slums auf den Philippinen und in Bangladesch gesehen hat, ist überrascht. "Ich hatte mir das schlimmer vorgestellt", sagt er, während er an Wohnsilos vorbeifährt, vor denen große Bilder der beiden Kims stehen. Die Menschen bewegen sich zumeist in Trossen. Hier und da gibt es kleine Geschäfte. An Straßenecken stehen Frauen hinter Dreiradfahrrädern und verkaufen Kekse oder Limonade. Auf den breiten Boulevards fahren genügend Autos, um gelegentlich einen kleinen Stau zu verursachen. Dass Geld ins Land fließt, zeigt sich in neuen Volkswagen oder BMWs, die vor dem Koryo-Hotel parken und den Nordkoreanern gehören, die im Restaurant bei Schnaps und Grillplatten sitzen oder im Hotelladen für Euros schottischen Whiskey, deutschen Wein und Schweizer Schokolade kaufen. "Man sieht, dass sich hier viel entwickelt", sagt Klimke zu seinem Begleiter. Der lächelt dankbar.

Klimke weiß, dass der Luxus nur einer winzigen Oberschicht vorbehalten ist. Sie profitiert davon, dass Nordkorea mit China Rohstoffe gegen Importgüter tauscht. Der Rest des Volkes lebt von den unregelmäßigen Essensrationen und einem Standardgehalt von 5000 Won im Monat, für die man auf dem Schwarzmarkt zwei Euro bekommt. "Niemand durchschaut so richtig, wovon die Nordkoreaner eigentlich leben", sagt eine Entwicklungshelferin, die Klimke an einem Abend in der Hotelbar zum Bier trifft, und die wie die meisten Ausländer in Pjöngjang nicht namentlich genannt werden möchte, um ihre nordkoreanischen Kontakte nicht zu verärgern oder zu gefährden. "Ohne den Schwarzmarkt läuft hier jedenfalls nichts mehr." Das Welternährungsprojekt der Vereinten Nationen gehe davon aus, dass die staatlichen Zuteilungen nicht einmal die Hälfte des Kalorienbedarfs decken, und dass wieder akute Lebensmittelknappheit drohe, wenn in den kommenden Monaten die Vorräte vom letzten Jahr zu Ende gehen. Auf Hilfe aus dem Ausland kann sich Nordkorea aber nur bedingt verlassen. Denn wer will schon für ein Land spenden, das sich immer wieder als unkooperativ erwiesen hat? Wie viel Geld bräuchte Nordkorea denn, um seine Lebensmittelprobleme zu lösen, will Klimke von der Entwicklungshelferin wissen. "Mit 20 bis 30 Millionen Euro ließe sich schon eine Menge machen, um das Land auf den Weg zur Selbstständigkeit zu bringen", erklärt sie und klagt darüber, wie schwer es geworden sei, Geld zu bekommen, um in Nordkorea Gewächshäuser oder andere Hilfsprojekte zu verwirklichen. "20 Millionen, das sind doch Peanuts", sagt Klimke ungläubig. In den entwicklungspolitischen Gremien, in denen er in Berlin sitzt, geht es meistens um ganz andere Summen.

Dessen ist sich offenbar Kung Sok Ung bewusst, ein aufgeräumter älterer Herr mit zurückgekämmtem schütterem Haar, der Vize-Außenminister des Landes. Er sitzt in einem holzgetäfelten Raum mit den unvermeidlichen Kim-Bildern an den Wänden, lässt gesüßten Pulverkaffee servieren und ist sichtlich darum bemüht, das Image seines Landes zu verbessern. "Die Prinzipien unserer Außenpolitik sind Souveränität, Frieden und Freundschaft, und in dieser Hinsicht haben Deutschland und Korea in der Vergangenheit sehr gut zusammengearbeitet", sagt Kung. Auch er hat ein bedrohlich dickes Redemanuskript vor sich liegen, doch nachdem er es ein paar Mal hin und her geschoben hat, dreht er es demonstrativ um. "Reden wir doch ganz formlos mit einander." Das ist Klimkes Chance. Er blättert in seinem Notizbuch zu der Seite, auf der er die Themen aufgeschrieben hat, die ihm das Auswärtige Amt mit auf die Reise gegeben hat, alles außenpolitische Kleinstprojekte, doch im Umgang mit Nordkorea sind auch kleine Projekte groß: Ein Nordkoreaner hat in den Sechzigerjahren in der DDR eine Familie gegründet, wurde dann plötzlich zurückbeordert, und nun möchte sein Sohn, der in Deutschland blieb, endlich seinen Vater kennenlernen. Bei einem Kulturdenkmal, für dessen Sanierung Deutschland eine Million Euro bereitgestellt hat, soll eine Plakette mit deutscher Fahne angebracht werden. Eine europäische Firma, die in Nordkorea investiert hat, beschwert sich über Vertragsbruch.

Der Vize-Außenminister schaut etwas betreten drein. "Ich bin sehr zuversichtlich, dass wir da weiterkommen", sagt er. "Wie Sie wissen, befinden wir uns mitten im Generalkampf, um im nächsten Jahr zum 100. Geburtstag unseres Großen Führers Präsident Kim Il Sung ein starkes und aufblühendes Land zu sein", erklärt er. "Aber

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

dieses Jahr hatten wir einen sehr harten Winter und wären dankbar, wenn Deutschland uns noch einmal mit Nahrungsmittelspenden helfen könnte."

Es ist paradox. Einerseits will Nordkorea Selbstständigkeit demonstrieren, andererseits bittet es um Lebensmittel. Aber für die Nordkoreaner scheint das kein Widerspruch zu sein. Klimkes Begleiter geben sich Mühe, die Armut ihres Landes zu verbergen. In Pjöngjang verlässt die Kolonne fast nie die großen Boulevards, außerhalb der Stadt rasen die alten Mercedes-Limousinen so schnell, wie es die holprigen Straßen zulassen, während die freundlichen Begleiter Smalltalk mit Klimke machen. "Erzählen sie etwas über Ihre Familie", bittet einer den vierfachen Vater. Später stellen sie fest, dass sie beide früher mal Italienisch gelernt haben und vergleichen lachend ihr Vokabular. Es könnte alles so schön sein, wenn nicht vorm Fenster Bahntrassen und Straßenböschungen vorbeifliegen würden, vor denen Frauen in der Erde wühlen, offenbar auf der Suche nach essbaren Wurzeln und Blättern. Außerhalb der Stadt sieht Klimke Menschen mit Bündeln in der Hand und klapprigen Wagen am Straßenrand entlangziehen. In den noch halb zugefrorenen Flüssen waten Menschen mit nackten Beinen zwischen Eisschollen. In der Pjöngjanger Untergrundbahn, in der Klimke zwei Stationen in ausrangierten Berliner U-Bahn-Zügen fahren darf, die Nordkorea vor einigen Jahren kaufte, sitzen ihm eine eingefallene Alte und ein dürres Kind gegenüber. "Der Anblick konnte einem ja das Herz zerreißen", sagt Klimke später. "Ich habe die ganze Zeit überlegt, wie ich denen unauffällig etwas zustecken kann." Aber seine Aufpasser haben ihn nicht aus den Augen gelassen, und Klimke sagt, er wisse ja gar nicht, ob die das Geld behalten dürften oder noch Ärger bekämen.

In der Kim-II-Sung-Universität wird Jürgen Klimke durch eine nagelneue Bibliothek geführt. Im Säulenportal des Foyers erklärt ihm eine Nordkoreanerin in traditionellem Gewand, dass die Studenten Bücher künftig in einem elektronischen Katalog suchen können. Klimke bemüht sich um interkulturelle Augenhöhe. "Ich wünschte mir, an deutschen Universitäten hätten wir auch so schicke Gebäude", sagt er und will wissen, woher die Rechner stammen. "Das wissen wir nicht", lautet die Antwort, "die Computer sind ein Geschenk des Großen Generals Genosse Kim Jong Il."

Auch ein Schwimmbad von olympischen Ausmaßen hat der "Liebe Führer" der Universität gebaut, inklusive Spaßrutsche und Sprungturm. Die einzelnen Sprungbretter erreicht man im Fahrstuhl. "Der General hat gesagt, es sei für die Studenten zu beschwerlich, wenn sie die Leiter hochsteigen müssten", erklärt ein Mann. "Das zeigt, wie sehr er sein Volk liebt." Klimke schluckt. Man kann es kaum glauben. Das Volk lebt in Armut, und die Studenten fahren in Badehose zum Sprungbrett hinauf. Merken Klimkes freundliche Begleiter nicht, dass das merkwürdig ist? Warum spielen sie mit?

Der junge Dolmetscher hat als Diplomatenkind einen Teil seiner Teenagerjahre in Berlin verbracht und ist dort auf eine ganz normale Schule gegangen. Der Außenministeriumsbeamte, mit dem Klimke Italienisch übt, berichtet über einen

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

mehrjährigen Aufenthalt in Rom. Seine Anzüge sitzen perfekt, seine Haare sind schwarz nachgefärbt, auf seiner Brille steht groß "Montblanc". Und doch fällt keiner aus der Rolle. Die bandwurmhaften Ehrenbezeichnungen ihrer Führer kommen ihnen locker über die Lippen: "Dergroßeführerpräsidentkimilsung", sagen sie, oder "Dergroßegeneralgenossekimjongil".

"Wie geht das zusammen", fragt Klimke abends im Hotel einen Deutschen, der schon lange in Nordkorea lebt. "Nordkoreaner müssen mehrere Schubladen im Kopf haben: eine für die Propaganda und eine für ihre eigentlichen Gedanken", lautet die Antwort. "Man kann mit einem Nordkoreaner ein völlig normales Gespräch führen, aber sobald man sich einem heiklen Thema nähert, schwenkt er von einem Moment auf den anderen auf die offizielle Parteilinie um." Wo Propaganda aufhört und persönliche Überzeugung anfängt, lasse sich nicht erkennen, schon gar nicht für Ausländer. Ausländern gegenüber halten Nordkoreaner immer zusammen. Aus Nationalstolz. Und weil ideologische Fehlritte tödlich sein können. Nordkoreanische Flüchtlinge in Südkorea berichten davon, dass mitunter ganze Familien verschwinden. Nordkoreas Regierung bestreitet das, doch beim Bier hört Klimke, dass auch in Pjöngjanger Diplomatenkreisen derartige Fälle belegt sind.

Klimke fragt, was die Tarnnetze sollten, mit denen Autos, Busse oder Lastwagen durch die Stadt fahren. Das sei Teil der Kampagne "Schutz vor dem Feind", erfährt er. "Den Menschen wird eingeredet, dass jeden Moment ein Angriff der Imperialisten drohe und dass Nordkorea dann seine Fahrzeuge retten könne, indem es sie als Gebüsch verkleidet." Klimke nickt. Später im Bett werden sich die Eindrücke des Tages mit alttestamentarischen Gräuelszenen vermischen.

Am nächsten Morgen geht es zu Kim Il Sung's Geburtshaus. Die Delegation stellt sich auf, dann wird fotografiert. Auch Kim Il Sung's Mausoleum muss Klimke seine Aufwartung machen. "Alle Koreaner verbeugen sich dreimal vor dem Sarkophag, aber Sie können selbst entscheiden, ob sie das tun wollen", sagt sein Begleiter, während die Delegation auf langen Laufbändern ins Allerheiligste befördert wird. Gebläse pusten den Besuchern den Staub von der Kleidung, pathetische Musik erklingt. Vor der aufgebahrten Leiche stehen nordkoreanische Frauen in bunten Kleidern und pressen sich schluchzend die Hand vor den Mund. Klimkes Begleiter haben versteinerte Gesichter und verbeugen sich tief, der Abgeordnete entscheidet sich für einen knappen Diener.

Am letzten Abend sitzt die Delegation beim Abendessen im Potonggang-Hotel. Das Ambiente ist gepflegt, im Hintergrund läuft Klaviermusik von Tschaikowski. Kellnerinnen in viktorianisch anmutenden Hausmädchenkostümen servieren ein viergängiges westliches Menü. Herr Ri gibt sich noch einmal die Ehre und will wissen, ob alles recht gewesen sei. Klimke spricht von einem "hervorragenden Besuch" und den Perspektiven für weitere Entwicklungszusammenarbeit und humanitäre Hilfe. Er macht

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

seine Sache gut. Ri erhebt sein Schnapsglas und toastet "auf die Gesundheit des Großen Generals Genosse Kim Jong Il, die Gesundheit von Bundespräsident Christian Wulff und die Gesundheit von Herrn Jürgen Klimke".

Im Ausland werde viel Falsches über sein Land berichtet, sagt er, nachdem er sich wieder gesetzt hat. "Aber Sie haben jetzt selbst gesehen, dass wir eine Gesellschaft ohne Einkommensunterschiede sind, ohne Arm und Reich." Er schiebt sich ein Stück Steak in den Mund. "Bitte erzählen Sie den Menschen in Deutschland, was Sie mit Ihren eigenen Augen gesehen haben. Erzählen Sie, dass unser Volk ein glückliches Leben führt."

Zum Abschluss fragt Jürgen Klimke noch, was es eigentlich mit den Kim-Il-Sung-Ansteckern auf sich habe, die jeder Nordkoreaner trägt. "Das ist ein Zeichen, dass wir nicht vergessen können, was der Große Präsident alles für unser Land getan hat", erklärt sein Begleiter. "Möchten Sie auch einen haben?" Klimke drückt ein wenig herum. Mit dieser Frage hat er nicht gerechnet. Und er will ja nicht unhöflich sein.

Am nächsten Morgen überreichen die freundlichen Herren der Delegation ihm feierlich eine rote Kim-Nadel. Das hat er nun davon. "Vielleicht trage ich die mal im Bundestag", sagt Klimke und lächelt.

Die harte Tour

Protestplakate schwenken? Nichts für die Umweltschützer von »Sea Shepherd«. Sie rammen Walfänger, zerfetzen Netze, schleudern Stinkbomben gegen illegal operierende Fischer. Geführt von einem charismatischen Chef, ausgestattet mit Hightech-Schiffen, unterstützt von Millionären, attraktiv für schöne junge Idealisten: Sea Shepherd ist der zurzeit coolste Öko-Kampfbund auf allen Meeren. Mit einem Hauch von Hollywood

Philipp Kohlhöfer, Geo, 15.09.2011

Als das Meer so ruhig und kraftlos daliegt wie ein schlafendes Tier, löst Aultman einen Sturm aus. Die Crew der „Steve Irwin“ sitzt beim Abendessen, es gibt Wildreis mit Gemüse, dazu Sojageschnetzeltes, Nudeln, Salat und zum Nachtsch Karottenkuchen. Vegane Kost, kein Fleisch, wie immer. Chris Aultman nimmt eine große Portion, schiebt dann aber den Teller weg, setzt zum Gehen an. Hält noch einmal inne, sein Blick ist beschwörend. Versteht ihn denn keiner?

„Das war“, sagt er, „eine Frage des Respekts. Wir hätten mit den Fischern reden sollen.“

Das reicht! Ein wütendes Wortgefecht bricht los. Welches Recht haben wir, ein Tier zu töten, nur um es zu essen? Ist es nicht hochmütig, ein paar Unterschiede in der DNA als Rechtfertigung zu benutzen, um Leben zu beenden? Hätten wir uns nicht mitschuldig gemacht? Und was, bitte schön, sollte man denn überhaupt mit Leuten bereden, für die das Töten von Tieren ein Geschäft ist?

Was war geschehen?

Einige Stunden zuvor, später Nachmittag. Die „Steve Irwin“ ist 50 Kilometer vor der libyschen Küste unterwegs, als die Besatzung den Kutter entdeckt. Kurs Nordnordwest, die tunesische Flagge schlapp am Mast, der Rumpf tief im Wasser. Das Meer zieht an ihm, mehr als es sollte bei dieser ruhigen See. Verdächtig. Die Männer auf der Brücke sehen einander an. Durch ihre Ferngläser mustern sie den Kutter. Zieht er einen runden Käfig, Ringwadennetz genannt, durch das Wasser? Spucken die Dieselmotoren schwarzen Rauch in den Himmel, weil sie unter Vollast laufen?

Sie suchen Taucherausrüstungen an Deck und jene kleinen Wellen auf dem Wasser, die von nervös im Kreis schwimmenden Fischkörpern geschlagen werden. Aber sie sehen nichts davon. Stattdessen: Autoreifen, die als Rettungsringe dienen, eine alte Plane als Sonnenschutz, Schweißnähte, die das Leben des Schiffs immer wieder verlängert haben. Und die Besatzung, vier Männer in zerschlissener Kleidung. Nein,

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

diese Leute wirken nicht, als ob sie den teuersten Fisch des Mittelmeeres fangen, der in Japan mit bis zu 1000 Dollar pro Kilogramm gehandelt wird.

Die tunesischen Fischer blicken ihrerseits skeptisch auf das Schiff, das ihnen da entgegentrifft: die „Steve Irwin“, früher Patrouillenschiff der schottischen Fischereibehörde, 1975 mit extra dickem Stahlrumpf gebaut, knapp 60 Meter lang, 42 Frauen und Männer Besatzung. Ausgerüstet mit Wasserkanone und Schnellbooten, Paintball-Gewehren und einem Helikopter, Tanks voller Buttersäure zur Befüllung von Stinkbomben, mit Helmen und Polizeischildern aus Hartplastik. Das Schiff ist etwa viermal so groß wie ihr Fischkutter. Und an der Brücke prangt ein riesiger Totenkopf.

Vielleicht haben die Fischer Angst. Aber dann sehen sie Aultman, und weil der freundlich lächelt, lächeln sie zurück. Als die Schiffe sich fast berühren, klettert einer der Fischer auf die Reling und hält Aultman einen Fisch entgegen, als Freundschaftsangebot: eine gewöhnliche Goldbrasse.

Der Fischer beugt sich vor, streckt sich; noch ein paar Zentimeter mehr, und er würde ins Meer fallen. Das tote Tier hängt Aultman vor der Brust. Er ringt mit sich. Soll er?

Der Fischer lächelt, aber hinter seinem Lächeln sieht man ihn denken: Was sind das für Leute, die einen fangfrischen Fisch nicht annehmen, mit dem man eine Familie satt machen kann? Eine Minute lang steht Aultman wie eingefroren an der Reling, dann fällt der Kutter so weit zurück, dass sich die Frage nach dem Fisch nicht mehr stellt.

Und abends, beim Essen, zwischen zwei Bissen Reis, sagt Chris Aultman, Pilot des Aufklärungshubschraubers: „Wir hätten den Fisch annehmen sollen.“

Und die anderen können das einfach nicht fassen. Die anderen auf der „Steve Irwin“. Fast alle tätowiert, Engelsflügel auf dem Rücken, Spielkarten auf den Beinen, alle unrasiert. Viele Veganer, alle Idealisten, alle freiwillig im Dienst der Meeresschutz-Organisation Sea Shepherd. Überzeugt von der Sache – und bereit, so hat es jeder unterschrieben, „mein Leben in Gefahr zu bringen“, und im Gegenzug „erwarte ich von Sea Shepherd nichts“.

Für ihre Anhänger hat die Umweltgruppe der „Meeres-Hirten“ einen Status irgendwo zwischen Öko und Pop. Eine bunte Mischung von Aktivisten bevölkert die drei Einsatzschiffe. Da ist Beck Straussner, der früher für die US-Navy Kampf-Delfine abgerichtet hat und jetzt als Umweltaktivist Abbitte leisten will. Oder Holly Wilson, Ärztin aus Florida, die so konsequent vegan eingestellt ist, dass sie ihren Mitstreitern sogar das Wunden-Vernähen nicht, wie sonst üblich, an Schweinehaut beibringt, sondern an Zitronenschalen.

Sea Shepherd empfindet sich, und ist es vielleicht auch, als die Avantgarde der Planetenretter.

Für ihre Gegner ist sie der „Schwarze Block der Meere“. Denn entschiedener und rabiater als jede andere Organisation geht Sea Shepherd gegen illegal operierende Fangflotten vor. Rammt Walfangschiffe. Zerschneidet Thunfischnetze. Wirft Stinkbomben. Schießt mit Wasserkanonen. Ihre Aktionen heißen „Leviathan“ oder „No Compromise“. Und „Blue Rage 2“ ist der Name der Mission, die Sea Shepherd jetzt ins

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

südliche Mittelmeer geführt hat. Ziel: zu verhindern, dass Fischer ohne offizielle Genehmigung den vom Aussterben bedrohten Blauflossenthunfisch fangen.

„Wir sind keine Protest-Organisation“, hatte Paul Watson vor dem Auslaufen der „Steve Irwin“ in Sizilien gesagt. „Wir schwenken keine Fahnen und bitten nicht unter Tränen um das Leben eines Tieres. Wir stoppen die Schlächter.“

Watson hat Sea Shepherd 1977 gegründet, bis heute führt er das Wort an Bord, er ist das Gesicht der Organisation. Ihre Motivation nach innen. PR-Maschine und Blitzableiter.

Mit einer Handvoll Atomwaffengegner hat der Kanadier Anfang der 1970er Jahre Greenpeace gegründet. Aber als die Organisation wenige Jahre später gegen die kanadische Robbenjagd protestierte, hatte Watson schnell genug davon, nur Plakate zu schwenken und Fotos zu machen, während wenige Meter entfernt Robbenbabys erschlagen wurden.

„Wenn du jemanden siehst, der vergewaltigt wird, dann guckst du doch auch nicht nur zu“, sagt er. „Du greifst ein.“

Also nahm er einem der Schlächter den Knüppel weg und warf ihn ins Wasser. Greenpeace ging das zu weit – bald darauf trennte man sich im Streit. Während Watson von den Greenpeace-Leuten meist als „diesen Anwälten und Feiglingen“ spricht, nennen die ihn schlicht „den Irren“. Trotz allem ist Watson noch Mitglied bei Greenpeace, Karteinummer: 007.

Als der Chef zwei Stunden nach dem Disput zwischen Aultman und der Crew die Brücke betritt, hat sich die aufgewühlte Stimmung unter den Aktivisten längst gelegt. Watson hat sich in seiner Kajüte ausgeruht, nun übernimmt er die Nachtschicht.

Später, tief im libyschen Hoheitsgewässer, schaukelt die „Steve Irwin“ gleichmäßig durch die schwarzen Wellen, und Watson stellt den CD-Player an: Phil Ochs ist zu hören, ein Liedermacher aus den 1960er und 70er Jahren, Protestsänger gegen Umweltzerstörung und Ungerechtigkeit. Ist Ochs ein Vorbild für Watson?

„Mmmh“, murmelt er.

Er hat gar nicht richtig zugehört. Lieber nutzt er die Nacht, um E-Mails zu schreiben, seinen Blog zu füllen, sich neue Feinde zu schaffen und alten Freunden für deren Unterstützung zu danken. Dann setzt er sich in den Kapitänsstuhl und redet doch noch über seine Idole. Conan findet er gut, den Barbaren, im Film gespielt von Arnold Schwarzenegger. „Der zögert nie. Er denkt nicht darüber nach, ob er das Richtige tut. Er weiß es.“

Wen noch?

„John Wayne.“ Nicht seine politische Arbeit, natürlich nicht, aber die Art, wie er agierte. John Wayne drehte einen Propagandafilm über den Vietnamkrieg und stellte sich der Kritik von Studenten. Ging keiner Auseinandersetzung aus dem Weg. Kämpfte. Watson zieht die Schuhe aus. An der Tür hinter ihm hängt ein Totenkopf, gemalt auf Holz, etwas entfernt ein Bild von einem Wal. Es gibt kaum einen Winkel auf dem

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Schiff, der nicht mit Meerestieren und Slogans bemalt ist. Auf dem Weg zur Küche prangt ein Schild: „Dies ist eine grausamkeitenfreie Zone.“

Paul Watson dreht die Musik leiser und sieht in das Dunkel vor dem Schiff. „John Wayne war ein Konservativer.“ Pause. „Wie ich. Was kann konservativer sein, als die Natur erhalten zu wollen?“ Hat nicht auch Teddy Roosevelt, beileibe kein Linker, das System der US-Nationalparks geschaffen?

Watson liebt den großen Vergleich, das Pathos. Er wurde am 2. Dezember 1950 geboren, in Toronto, oder, wie er sagt: „Im Erbland der Huronen-Indianer.“ In der Provinz New Brunswick wuchs er auf: „Im Land der Algonquin Micmac.“

Er wurde von seinem Großvater erzogen, einem Mann, der als Junge aus Dänemark ausgewiesen wurde, weil er sich geweigert hatte, vor der Königin niederzuknien. Watsons bester Freund war damals ein Biber, Bucky. Der starb in der Falle eines Trappers. Und die Geschichte begann: Paul Watson gegen die Menschen, die Tiere töten.

Watson schiebt sich tiefer in seinen Stuhl. Jetzt, da das Leder ihn wie selbstverständlich umschließt, wird klar, dass es sein Sessel ist. Alle anderen, die während ihrer Schicht dort sitzen, haben den Platz nur geborgt.

Während er redet, schreibt er weiter E-Mails. Beschimpft einen Thunfisch-Experten, fragt einen Greenpeace-Mitarbeiter, wo, verdammt noch mal, seine Organisation stecke, während vor der libyschen Küste die illegalen Fischer ganz sicher das gegenwärtige Machtvakuum dort nutzen und ihre Netze ausbringen . . .

Sollte er nicht lieber Verbündete finden, statt sich neue Feinde zu machen?

Nein, Watson schüttelt den Kopf. Er glaubt, dass Veränderung immer von einzelnen ausgeht. Conan. John Wayne. Teddy Roosevelt. Es gehe nicht darum, möglichst viele Menschen vom Sinn des Meeresschutzes zu überzeugen. Es gehe um die Konsequenz einiger weniger.

„Sehen Sie, ich bin Kanadier, und wie ich hält die Mehrzahl der Kanadier das Abschichten von Robbenbabys für eine widerliche Sache. Aber ändert das etwas?“

Aber was ändert dann etwas?

„Aggressive Nichtgewalt.“ Das heißt: Sei im Weg und zerstöre. Zehn Walfangboote habe Sea Shepherd schon versenkt, sagt Watson. Belegen lässt sich das immerhin in drei Fällen.

„Watson spielt mit den Medien“, sagt Peter Hammarstedt, Erster Offizier an Bord, irgendwann zwischen Tür und Angel. Zur Crew gehören zwei Kameramänner; seit drei Jahren begleitet eine amerikanische TV-Reihe namens „Whale Wars“ die Aktivisten im Kampf gegen den Walfang. „Whale Wars“ war Watsons Idee, und er leugnet nicht, dass das Format aus dem Einsatz für die Tiere eine Show macht. Einerseits. Andererseits drängt es die Walfänger in die Defensive und bringt Sea Shepherd die nötige Popularität.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Die Liste von Watsons Unterstützern liest sich denn auch wie der Abspann eines Hollywood-Blockbusters: Sean Penn und Uma Thurman, Michelle Rodriguez, Pierce Brosnan, Christian Bale und William Shatner. Martin Sheen, Mick Jagger, die Red Hot Chili Peppers. Wenige Leute mit viel Geld. Watson mag das: „Ich will nicht, dass Sea Shepherd sich zur Bürokratie aufbläht, die Millionen ausgibt, nur um weitere Millionen einzutreiben.“

Sea Shepherd beschäftigt kaum 30 feste Mitarbeiter, für die sicherheitsrelevanten Jobs: Maschinisten, Steuermänner, Bootsmänner. Alle anderen: Freiwillige, die sogar die Kosten für ihre Anreise selber tragen.

Zwischen zwei E-Mails sieht Watson auf den Radar. Er zuckt zusammen. Ein kleiner Punkt. Ein Schiff. Es sollte dort nicht sein, Aultman hat das Gebiet im Hubschrauber doch schon abgesucht. Watson steht auf. „Okay“, sagt er leise. Dann, lauter: „Siege gegen die Zerstörer währen nur kurz. Aber wir dürfen nicht aufgeben. Ausrottung ist für immer.“

Die Siege: Im Jahr 2011 beendeten die Japaner ihre Walfangaison in der Antarktis so früh wie noch nie. Die ständigen Angriffe der drei Sea-Shepherd-Schiffe machten die weitere Jagd unmöglich. War ursprünglich geplant, 850 Zwergwale abzuschießen, schaffte die japanische Flotte nur 170. Seit Jahren werden die Japaner von Sea Shepherd gerammt, blockiert, mit Buttersäure beworfen, mit Wasser beschossen.

Und weil sie sich wehren, mit Reizgas und Blendgranaten, eskaliert die Auseinandersetzung immer weiter. Im Januar 2010 kam es zu einem Zusammenstoß zwischen dem Sea-Shepherd-Schiff „Ady Gil“ und dem japanischen Walfangschiff „Shonan Maru 2“, in dessen Folge die „Ady Gil“ sank. Aus Spendengeldern konnte Watson schon bald darauf ein neues Schnellboot anschaffen: die „Brigitte Bardot“, benannt nach einer langjährigen Unterstützerin.

Darf man sich und andere in Lebensgefahr bringen wegen ein paar Fischen oder Walen? Wie weit darf Umweltschutz gehen? Watson hat längst gelernt, bei dieser Frage die Fassung zu wahren: „Es geht doch nur vordergründig um die Tiere. Wenn der Ozean stirbt, dann sterben wir auch.“

Tatsächlich produzieren die Meere nicht nur Nahrung – die Menschheit entnimmt ihnen knapp 90 Millionen Tonnen Fisch und andere Meerestiere im Jahr. Ozeane absorbieren auch ein Viertel des weltweiten CO₂-Ausstoßes, wenn sie intakt und voller Leben sind.

Bei Aktionen von Sea Shepherd, darauf legt Watson Wert, wurde noch nie jemand ernsthaft verletzt, weder Freund noch Feind. Zugegeben – er beobachtet den Radar, aus dem einen Punkt sind in 20 Minuten neun Punkte geworden –, zugegeben, er und seine Leute wurden schon oft verhaftet, bedroht, verklagt, aber verletzt? Er schüttelt den Kopf. „Noch nie.“

„Man sollte mal analysieren, welche Leute mit welchen Interessen das Wort ‚Ökoterrorist‘ benutzen“, knurrt Watson. „In einer Welt, in der die Chinesen den Dalai Lama einen Terroristen nennen, habe ich kein Problem damit, wenn die japanische Regierung auch mich als Terroristen bezeichnet.“

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

In einem seiner Bücher hat Watson geschrieben: „Du wirst nie fähig sein, die Wahrheit wahrzunehmen, die die eine Realität ist. Es gibt einfach verschiedene Wahrheiten.“

So ist es eine Wahrheit, dass alle -Schiffe von Sea Shepherd strikt alkoholfreie Zonen sind, eine andere, dass es montags eben doch Bier gibt. Eine Wahrheit ist, dass Paul Watson Veganer ist, eine andere, dass er auf dem Helikopterdeck hin und wieder eine Wurst grillt und beim Landgang auch nichts gegen Oktopus-Salat einzuwenden hat. Die Welt ist kompliziert. Man muss pragmatisch bleiben.

Dann blickt Watson wieder zum Radar. Sieht nach einer großen Operation aus. Noch ein paar Stunden, bis die Punkte erreicht sind. Er sieht auf die Uhr.

Thunfisch?

Er nickt.

„Mitten in der Saison? So viele Boote? Thunfisch.“

Er greift das Telefon von der Wand und wählt eine Nummer. Der Bootsmann nimmt ab. Die Schnellboote müssen früh am Morgen startklar sein. Wird erledigt. Die „aggressive Nichtgewalt“ kann beginnen.

„Wir versuchen Gesetze durchzusetzen, um die sich sonst niemand kümmert. Das ist alles.“ Oder gibt es etwa keine Fangquoten? Oder ist der Walfang im Südpolarmeer nicht verboten? Watson zuckt mit den Schultern. Sicher, sagt er, es wäre ihm auch lieber, wenn die internationale Gemeinschaft ihre Probleme selber löste, aber solange das nicht der Fall sei, werde sich Sea Shepherd darum kümmern.

Im Oktober 1982 verabschiedete die UNO die „World Charter for Nature“: „Staaten und, im Rahmen ihrer Möglichkeiten, andere Behörden“, heißt es dort, „internationale Organisationen, Individuen, Gruppen und Konzerne sind verpflichtet, die internationalen gesetzlichen Bestimmungen zur Bewahrung der Natur anzuwenden.“

Sea Shepherd beruft sich auf diesen Beschluss.

„Vielleicht“, sagt Watson, gießt sich Tee ein und sinkt wieder in seinen Sessel, „sollten sich alle noch mal ausruhen. Es wird früh losgehen.“

Am nächsten Morgen, um halb sechs, sind aus den Punkten auf dem Radar Schiffe am Horizont geworden. Netze hängen im Wasser. Niemand auf der „Steve Irwin“ zweifelt daran, dass die da drüben Thunfisch fangen. Aber wohin bringen sie ihren Fang?

Die Männer auf der Brücke suchen mit Ferngläsern den Horizont ab, Watson steht vor seinem Sessel.

„Hinten links: Ist das ein Kühlschiff?“

Alle Ferngläser schwenken. Die Kühlschiffe übernehmen die Ladung auf hoher See, sodass die Trawlerbesatzungen keine Zeit in einem Hafen verschwenden müssen.

„Wann ist der Helikopter einsatzbereit?“ Die Frage geht unter in einem Schrei. „Vorne!“ So nahe, dass man hinschwimmen könnte, treibt ein Ringwadennetz im Wasser, 50 Meter Durchmesser, vermutlich genauso tief. Drei tote

Blauflossenthunfische treiben an der Oberfläche. Immer wieder schäumt das Wasser. Ein ganzer Schwarm.

Haben es die Fischer auf Jungtiere abgesehen? Für deren Fang gilt: Er ist illegal. Dass Jungtiere dennoch gefangen und in „Thunfischfarmen“ geschleppt werden – wen interessiert das schon mitten auf dem Meer?

Dabei ist „Farm“ das falsche Wort, denn die Tiere werden dort nicht gezüchtet, nur gemästet. Um ein Kilogramm Thunfisch zu gewinnen, muss man allerdings 20 Kilogramm Fisch verfüttern. Eine Thunfischfarm erhöht daher den Druck auf die wilden Fischbestände. Und Thunfischnachwuchs wird dort nie gezeugt.

Dann geht der Alarm los.

Ein einziges langes Tuten bedeutet „Schiff auf Kollisionskurs“. Es kommt nahe, sehr nahe. Es trägt einen spanischen Namen, hat aber eine tunesische Flagge. Nicht ungewöhnlich – viele Schiffe, die unter Billigflagge fahren, gehören eigentlich Reedern in der EU. Die Gemeinschaft zahlt indirekt sogar eine Prämie für das Ausflaggen alter Schiffe, schließlich tauchen sie dann in der Flottenstatistik der EU nicht mehr auf. Und weil für das Umflaggen nur ein Faxgerät benötigt wird, kann ein Schiff als französisches auslaufen, unter tunesischer Flagge Fische laden und als Schiff aus Belize wieder einlaufen: Strukturen, die kaum zu kontrollieren sind.

Zumal die wahren Profiteure in Japan sitzen. Das Land ist der größte Importeur von Thunfisch. Etwa 80 Prozent der Fänge aus dem Mittelmeer gehen dorthin. Beherrscht wird das Geschäft mit dem Blauflossenthun von einem Kartell japanischer Konzerne.

An der Spitze: Mitsubishi, Autohersteller, Elektrogigant, größter Thunfischhändler der Welt. Das Unternehmen besitzt eine gigantische Reserve: Bei minus 60 Grad Celsius lagern in Japan mehrere 10 000 Tonnen Blauflossenthun. Das Interesse der Japaner, den Bestand im Mittelmeer zu schützen, ist deshalb überschaubar, verfügen sie im Fall des Arten-Kollapses doch für Jahre über Vorräte. Und deren Preis steigt, je weniger Fisch es gibt.

Das Schiff kommt näher. Der Bootsmann betritt gehetzt die Brücke, um Anweisungen zu geben. „Wir erwarten Action. Falls jemand an Deck will: ab jetzt nur noch festes Schuhwerk.“

Zwei Trawler schieben sich vor den Käfig. Wie Wächter. Um wie viel Fisch es geht, kann niemand sagen, solange nicht getaucht wurde. Die „Steve Irwin“ zieht Kreise um den Käfig.

„Die Taucher sollen sich bereithalten“, sagt Watson knapp. Lächelt er? Ein weiterer Käfig kommt in Sichtweite, von drei Trawlern beschützt. Plötzlich ist die „Steve Irwin“ von Schiffen eingekesselt. Jemand sagt: „Die kommen verdammt nahe.“ Dann fliegen die ersten Metallteile. Die Besatzung der Trawler wirft Kettenglieder, Steine, altes Werkzeug.

„Jeder, der nicht an Deck sein muss: runter!“

„Was passiert denn hier?“

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

„Wo ist der Arzt?“

„Schnellboot fertig machen.“ Watsons Stimme ist ganz ruhig. „Seil ins Wasser.“

Im Heck beeilt sich eine Handvoll Männer, ein langes Tau ins Wasser zu werfen. Es soll verhindern, dass andere Schiffe zu nahekommen, birgt ein Seil doch die Gefahr, dass deren Schraube sich darin verheddert. Das Schnellboot wird zu Wasser gelassen, setzt mit voller Fahrt auf und steuert die Käfige an – ein Ablenkungsmanöver. Es funktioniert. Sofort dreht eines der Schiffe ab. Die Besatzung der „Steve Irwin“ beginnt, die Wasserkanone vorzubereiten.

„Schießt keinen von Bord“, sagt Watson, „aber lasst sie wissen, dass wir eine Kanone haben.“

Auf der Brücke der „Steve Irwin“ erscheinen Crewmitglieder mit Helmen und Plastikschildern; bewaffnet sind sie mit Bierflaschen voller Buttersäure. Metallteile regnen auf ihre Schilde herab, die Umweltkämpfer antworten mit Flaschenwürfen. Die Säure stinkt nicht nur, sie ist auch glitschig wie Seife. Der Effekt stellt sich schnell ein: Die Treffgenauigkeit der Fischer nimmt ab.

Watson berät sich mit seinem Ersten Offizier. Warum sollten die Fischer so aggressiv reagieren, wenn sie legal fischen würden? Er setzt sich auf seinen Kapitänstuhl und legt die Füße hoch. Kontrolle zurückgewonnen. Er schaltet den Computer an und lässt die Welt wissen, dass die Schlacht um den Thunfisch in diesem Moment stattfindet.

Dann steht er auf, nimmt das Funkgerät und sagt zu den Fischern: „Wir greifen jetzt eure Käfige an.“

Es ist eine leere Behauptung – solange nicht feststeht, dass der Fang illegal ist, wird Watson nicht den Befehl zum Zerstören der Netze geben. Es bringt nichts, schadet nur, sich ohne Not selbst ins Unrecht zu setzen.

Auf der Brücke der „Steve Irwin“ hören die Männer den Funkverkehr der Fischer ab. Watsons Finte ist bei ihnen angekommen. Die Fischer fluchen, geben einander die Schuld: Musste man die attackieren? Das sind doch diese Irren. Verdammt!

Watson legt nach: „Unsere Taucher sind schon im Wasser.“ Der Funkverkehr auf den tunesischen Schiffen wird noch hektischer. „Gegen die Verrückten“, ruft jemand, „o Gott!“

„Bleibt ruhig“, versucht ein anderer zu beschwichtigen.

„Hey, Wilson“, sagt jetzt ein Mann auf Französisch. Er meint offensichtlich Watson. Sein Akzent verrät seine Herkunft aus Marseille. „Wilson, wir kennen dich. Aber wir gewinnen.“

Watson lächelt, er freut sich, dass sein Ruf ihm vorausseilt. Und dann klingt er plötzlich sehr offiziell. Er räuspert sich und weist den Franzosen darauf hin, dass er keine Jungtiere fischen dürfe, was er sicherlich wisse, aber der Verdacht liege doch nahe. Er, Watson, bitte um Erlaubnis, die Käfige inspizieren zu dürfen, verweise auf sein Recht als Bürger in internationalen Gewässern. Man könne auf die Kontrolle

verzichten, wenn ein Kontrolleur von ICCAT an Bord sein sollte, der die Unbedenklichkeit des Fanges bestätigt.

ICCAT, die International Commission for the Conservation of Atlantic Tuna, ist die Vereinigung Thunfischfangender Länder. Sie reguliert den Fang des Blauflossenthunfischs. Aber ihre Richtlinien gehen Umweltschützern, Wissenschaftlern, Meeresbiologen, eigentlich jedem, der sich mit dem Thema beschäftigt und der kein Fischer ist, nicht weit genug. -ICCAT, sagen sie, stehe in Wahrheit für: „International Conspiracy to Catch All Tuna“.

Auch Sea Shepherd hat das Übereinkommen oft kritisiert.

„Wir kontrollieren hier die Einhaltung von geltenden Regeln – auch wenn wir glauben, dass sie nicht ausreichen, um die Bestände vor dem Zusammenbruch zu schützen“, sagt der erste Offizier Peter Hammarstedt. Er stützt sich auf die Arme und fixiert das Funkgerät, wartet auf eine Reaktion des Mannes aus Marseille. Sollte sie ausbleiben, wäre das ein weiteres Indiz, dass der Fang illegal ist.

„Die ICCAT-Quoten“, sagt Hammarstedt, „sind schlicht die einzige rechtliche Grundlage, die es gibt. Wir haben keine andere.“

Dann, nach zwei langen Minuten knackt es im Funkgerät:

„Ja, ja, wir haben einen Inspekteur an Bord, aber der hat gerade zu tun.“

„Können wir bitte mit ihm sprechen.“

„Er ist auf einem Schiff, das kein Funkgerät hat. Unser Fang ist legal.“

„Wir würden das aber gern von einem ICCAT-Mitarbeiter hören, der sich ausweisen kann.“

„Das verstehen wir ja, aber leider kann er kein Englisch.“

„In unseren Unterlagen tauchen manche Ihrer Schiffe nicht als zum Fang legalisiert auf.“

„Doch, doch. Hier ist alles rechtens.“

Mittlerweile werden weniger Metallteile geworfen, die „Steve Irwin“ und die Trawler stehen sich gegenüber wie vor einem Duell. Auf der Frequenz der Fischer sagt jemand: „Die fragen nach einem Inspekteur, was tun?“

Gespannte Erwartung. Niemand auf der Brücke der „Steve Irwin“ redet. Und dann: Was war das? Hat einer der Fischer gerade ernsthaft die französische Marine zu Hilfe gerufen?

Es bleibt nicht viel Zeit, sich darüber zu wundern. Von einem der Trawler wird nun ebenfalls ein Schnellboot zu Wasser gelassen. Zwei Mann sind an Bord, einer schwingt ein Seil in der Hand, wie ein Lasso. Watson sagt nichts, er überlässt die Arbeit seinem Ersten Offizier Hammarstedt.

„Oh, oh“, macht der. Wenn sie das Seil in die Schraube bringen, wäre die „Steve Irwin“ manövrierunfähig, mitten auf dem Mittelmeer, unter lauter feindseligen Fischern.

„Maschinenraum. Wie ist der Status der Wasserkanone?“

„Noch fünf Minuten, um genug Druck aufzubauen.“

„Jesus, könnt ihr euch nicht beeilen?“

Eine Minute später ruft der Maschinenraum: „Druck klar.“

„Abschießen“, sagt Hammarstedt knapp. Watson zieht die Augenbrauen hoch, und sein erster Offizier schiebt schnell hinterher: „Aber niemanden verletzen.“

Zwei Mitglieder der Crew, behelmt, feste Schuhe, halten mit der Kanone auf das Schnellboot, treffen aber nicht. „Seil im Wasser“, schreit Hammarstedt. „Hart backbord.“

Die „Steve Irwin“ dreht nach links, dennoch: Sekunden später ist ein lautes schlurfendes Geräusch zu hören. Hammarstedt verzieht das Gesicht, Watson beißt die Zähne aufeinander. Aber das Schiff bleibt steuerbar. Noch mal Glück gehabt.

Kurz darauf überfliegt tatsächlich ein Aufklärungsjet der französischen Marine die „Steve Irwin“. Dreht ab, kommt zurück, tiefer. Über Funk meldet sich die weiche Stimme eines Piloten und sagt in singendem Französisch: „Bitte entfernen Sie sich sofort. Sie gefährden die maritime Sicherheit.“

Watson bedankt sich sarkastisch für den Schutz durch die Marine und weist darauf hin, dass die Schifffahrt auf dem Mittelmeer erlaubt sei, oder?

Ein anderer Mann schaltet sich ein, er stellt sich als Kapitän eines französischen Kriegsschiffes vor, ein sehr großer Punkt auf dem Radar. Er halte Abstand, wolle aber Bescheid sagen, dass er in der Nähe sei, man könne ja nie wissen.

Watson wiederholt ständig einen Satz: „Wir wollen nur den Beweis sehen, dass dieser Fang legal ist.“

Als sich schließlich von einem der Trawler eine Stimme in gebrochenem Englisch meldet, um diesen Beweis zu liefern, klingt sie verdächtig nach dem Mann aus Marseille.

„Ich bin ein ICCAT-Mitarbeiter“, sagt die Stimme.

„Haben wir nicht eben schon gesprochen?“, fragt Watson.

„Nein.“

„Kann ich mit dem Kapitän reden.“

„Der ist beschäftigt.“

„Weil er sich als ICCAT-Inspekteur ausgibt?“

„Ich weiß nicht, was Sie meinen. Ich bin ein ICCAT-Inspekteur.“

Der Mann nennt eine Kontrollleurnummer, die es nicht gibt, und weigert sich, Einzelheiten über seine Rolle bei ICCAT preiszugeben. Egal, sagen die Männer von der französischen Marine eindringlich, wo liegt das Problem? -Offensichtlich ist doch jemand an Bord, der den Fang kontrolliert und bestätigt, dass alles seine Ordnung hat. Ende der Diskussion.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

„Und jetzt verlassen Sie bitte das Gebiet“, ist die letzte Order der Marine an Watson. Als Bitte formuliert, als Befehl betont. Die Schlacht ist entschieden. Am Abend sitzt Watson beim Essen und sagt keinen Ton.

Waren die Fischer schuldig, haben sie die Regeln gebrochen? Das ist nun nicht mehr zu beweisen. Es gibt eben verschiedene Wahrheiten.

Nur Aussterben, das ist für immer.

Süßes Leben, fette Not

Eine halbe Milliarde Menschen gilt als fettleibig. Besonders in den Staaten am Persischen Golf wächst die Zahl der Übergewichtigen. Der Versicherer Munich Re will sie zu gesundem Essen erziehen, um Folgekosten zu sparen. Ein Besuch bei Scheich Raschid al-Mualla und seiner Familie, die jetzt den Verzicht lernt

Dorit Kowitz, ZEIT, 04.08.2011

Fatima ist dick, man kann es nicht anders sagen. Ihre Abaya, das schwarze Gewand der arabischen Frauen, spannt über ihrem Bauch. Ihr vom Kopftuch gerahmtes Gesicht wirkt noch jung, aber wie gepolstert. Es bildet sich ein Schweißfilm darauf, obwohl sie nur dasitzt auf ihrem vier Meter langen Sofa und plaudert und eine Klimaanlage die Luft in ihrer Villa auf 22 Grad kühlt.

Ihr Gewicht bekümmert Fatima, dem Rest der Welt könnte es egal sein – warum isst sie auch so viel? Doch so zu denken ist womöglich ein Fehler. Ein Fehler, so groß, wie es einer war, schon vom Klimawandel zu wissen, ihn aber Jahr für Jahr zu ignorieren.

Fatimas Bauch ist ein Sinnbild für das nächste von Menschen gemachte Unheil. Überall auf der Erde werden Menschen viel zu schnell viel zu schwer, doch nirgends so schnell wie am Persischen Golf, wo Fatima mit ihrer Familie im Emirat Schardschah lebt, gleich neben Dubai. Nirgends haben sich Wohlstand und Fortschritt so von der Gesundheit ihrer Nutznießer entkoppelt wie hier in den Vereinigten Arabischen Emiraten. Ein Blick in Fatimas Welt kann ein Blick in die Zukunft der Menschheit sein.

Ihre jüngste Tochter reicht Fatima ein Kosmetiktuch. Verlegen tupft sie sich das Gesicht ab. Ist es der hohe Blutdruck? Nein, ach was, sie lacht, wehrt ab, der sei wieder normal. Sie bietet Säfte an, Trauben, Mokka und einen Berg süßer Teigkringel, von denen sie die Finger lässt, neuerdings.

Das Unglück, das zu viel Fett in ihrer Familie wie in Abermillionen anderer auf der Erde anrichtet, bricht nicht wie eine Schlammlawine, ein Erdbeben, ein Tsunami über seine Opfer herein. Die Katastrophe bahnt sich in den heimischen Küchen an, beim Drive-in der Fast-Food-Restaurants, beim Griff in die Tiefkühltruhen der Supermärkte, beim Ruf nach dem Pizza-Service. Sie ist, anders als in den USA, nicht mal augenfällig an den Körpern hier, weil sie in formloser Kleidung stecken, in Gewändern und Tüchern, unter Schwarz und Weiß, das einst Schutz gegen Sand und Hitze bot und jetzt gegen abschätzige Blicke. Die Katastrophe tut auch nicht weh, nicht sofort, sie schleicht sich ein, bei Fatima mit Müdigkeit, Kurzatmigkeit und Schmerzen im Knie. Sie kann enden in einem frühen Herztod oder einem Leben als Stoffwechselkrankter mit Durchblutungsstörungen, Nierenleiden, Depressionen, Erblinden.

Weltweit ist ein Körperwandel im Gange, dessen Auswirkungen nicht absehbar sind. The Lancet, ein Fachmagazin für Medizin, berichtet, dass sich die Zahl der Fettleibigen

seit 1980 verdoppelt hat. 500 Millionen Menschen wiegen jetzt nicht nur zu viel, sondern viel zu viel. Das heißt: eine Frau von 1,60 Meter über 77 Kilogramm, ein Mann von 1,80 Meter mehr als 98.

Es ist wie beim Klimawandel: Die Opfer der Katastrophe sind gleichzeitig ihre Urheber.

Fatima, fröhlich durchaus, geboren in Syrien, verheiratet in den Emiraten als Zweitfrau mit Scheich Raschid al-Mualla und Mutter von dreien seiner elf Kinder, hat vor neunzehn Monaten mit ihrem Mann begonnen, etwas gegen das Übergewicht zu unternehmen. Gesünder essen, weniger vor allem, mehr Bewegung, überhaupt Bewegung, alles unter Anleitung. Doch, auch das kann man nicht anders sagen, im Unterschied zu ihrem Mann Raschid ist Fatima noch nicht weit gekommen. Sie wiegt 95 Kilogramm bei 1,68 Meter Größe. Vor Jahresfrist waren es 99. Heute Morgen lag ihr Blutzuckerspiegel bei 163 Milligramm pro Deziliter Blut. Gesund wären 90, höchstens 120 Milligramm.

Zufällig, vor einer Operation, hatten Ärzte bei ihr Diabetes mellitus Typ 2 diagnostiziert, umgangssprachlich: Alterszucker. Vier Jahre ist das her, Fatima war 37. »Da bin ich erschrocken, natürlich, sehr erschrocken.« Jetzt, mit 41, denkt sie daran, sich den Magen verkleinern zu lassen. Sie hält die Diät nicht durch. Ins Fitnessstudio, in dem sie sich vor drei Jahren angemeldet hatte, fährt sie auch nicht mehr. Sie habe da etwas an der Halswirbelsäule, das mache die Sache unmöglich, sagt sie.

In den Wüstenstaaten am Golf geht vieles schneller als anderswo: das Reichwerden durch Erdöl, das Städtebauen durch Ausländer, das Dickwerden durch Überfluss. Das Abnehmen aber ist genauso mühselig wie überall. Darum soll ein Magenband die Sache in Fatimas Fall beschleunigen. Inshallah, sagt sie, so Gott will. Dabei ist die Geschwindigkeit das Problem: Binnen nur eines halben Menschenlebens hat sich in den Golfstaaten alles geändert. Das, was man isst, und das, was man tut. Und plötzlich liegen sie auf Platz 2 des Diabetes-Atlas der International Diabetes Federation – hinter Nauru, einem Inselstaat im Pazifik mit 10.000 Einwohnern.

Überall auf der Welt werden immer mehr Menschen immer dicker – aber warum in manchen Ländern schneller als in anderen? Und wieso wächst mit dem Wohlstand das Gewicht, aber nicht das Wissen um gesundes Essen? Der Dresdner Arzt Peter Schwarz, Professor für Diabetesprävention, sagt: »Auf der Suche danach, wie man immer mehr Menschen schnell und billig satt machen kann, verfiel man aufs Fett. Fett konserviert, es trägt jeden Geschmack, lässt sich in jede Form bringen und kostet wenig. Anders als bei gesunden Lebensmitteln sind die Preise für Fast Food und Softdrinks seit Jahren gleichbleibend niedrig oder sind sogar gesunken.«

Das Unheil wäre abzuwenden oder wenigstens aufzuhalten, so wie das Schmelzen der Polkappen und das Steigen des Meeresspiegels aufzuhalten wäre. Man muss jedoch etwas tun. Eine Idee haben. Ein Rezept gegen die Verfettung. Wer zuerst darauf kommt, kann am Übergewicht der Welt verdienen. Die Munich Re, ein Dax-Konzern aus München, Weltmarktführer im Versichern von Versicherungen, Börsenwert gut 20 Milliarden Euro, sieht in den Dicken eine so große Gefahr wie Chance. Der Konzern tritt deshalb dort als Krankenversicherer auf, wo die Familie des Scheichs al-Mualla zu Hause ist, wo die Folgekosten der Fettleibigkeit schon jetzt in die Höhe schnellen, wo

die Regierung das Problem dringend lösen will. Die königlichen Familien und der Konzern haben das gleiche Ziel, aber unterschiedliche Motive. Die Emire bangen um die Gesundheit ihrer Nachkommen, die Elite ist klein hier. Die Deutschen bangen um ihre Bilanzen.

Ihr Vater, sagen seine Teenager-Töchter und weisen spöttisch auf Scheich Raschid, sitze den ganzen Tag genau da, wo er jetzt sitzt, in seinem Sessel, etwa zweieinhalb Meter vom Bildschirm entfernt, »immer!«. »Aber ich schaue nur Nachrichtensendungen«, wehrt sich der Vater und lacht und macht nicht den Eindruck, als reue ihn etwas. Er wendet sich wieder den Nachrichten von al-Dschasira zu, ein Ohr an den Unruhen in der arabischen Welt, das andere bei den Lästereien seiner Töchter.

Ein Mann mit Bauch sitzt vorm Fernseher, so wie überall auf der Welt Männer mit Bäuchen vor Fernsehern sitzen. Nur trägt dieser ein langes Gewand und ein weißes Tuch auf dem Kopf, darauf eine schwarze Kordel, die ursprünglich dazu benutzt werden konnte, das Kamel zu halftern. Aber das macht kaum einer mehr. Wer noch Kamele besitzt, hält sie als millionenteure Renntiere und kann sich Zaumzeug und Stallburschen leisten.

Die Hüllen dieses Lebens sind die alten, in ihrem Innern aber hat sich alles geändert. Jetzt passen Innen und Außen nicht mehr zusammen. Als Raschid ein junger Mann war, tauchte er mit seinem Vater nach Perlen. Er ritt, spielte Fußball, ging jeden Weg zu Fuß. Er versorgte im Winter mit dem Vater die Kamele, die Lasttiere waren. Scheich zu sein hieß damals nicht, reich zu sein. Man war nur verwandt mit der Herrscherfamilie, die auch nicht viel mehr besaß, solange niemand nach Erdöl bohrte. Niemand hatte ein Auto, als Raschid heranwuchs. Es gab nicht mal Straßen. Der junge Raschid tat in gewisser Weise das, worauf jeder Mensch noch immer programmiert ist, sagt Peter Schwarz, der Diabetesspezialist: »Wir sind dafür gemacht, den ganzen Tag zu laufen und zu jagen, um erst dann etwas zu essen zu haben.«

Heute, nach 30 Jahren Sitzen in einem Büro des Ministeriums für Statistik in Abu Dhabi, muss sich der Scheich eisern zwingen, eine halbe Stunde am Tag spazieren zu gehen, einen Kilometer, vielleicht zwei. Am besten in der Abenddämmerung. Es ist Teil seines Kampfes gegen den Bauch.

In neureichen Ländern wie China wird eher die Oberschicht dick, in den westlichen Ländern eher die Unterschicht. Und von beiden Seiten greift die Fettsucht auf die Mittelschicht über. Am Persischen Golf fallen die Entwicklungen zusammen, hier trifft der schnelle Wohlstand auf einen hohen Bildungsnotstand, was das Wissen um den eigenen Körper angeht. Es gilt hier als schick, sich Hamburger und Fritten nach Hause liefern zu lassen.

In Europa haben heute 55,2 Millionen Menschen Zucker. Im Jahr 2030 werden es 66,2 Millionen sein. In Indien zählte die International Diabetes Federation 50,8 Millionen, in 20 Jahren erwartet sie 87 Millionen. In den USA, Kanada und der Karibik: heute 37,4 Millionen Zuckerkrankte, in 20 Jahren 53,2 Millionen. In Qatar, wo 2022 die Fußballweltmeisterschaft stattfinden soll, ist jede zweite Frau krankhaft dick. Jede zweite!

Es ist wie immer mit Zahlen – je größer sie werden, desto weniger kann man sich darunter vorstellen. Es reicht, sich zu fragen: Wer soll einmal für die Konsequenzen bezahlen?

Nichts fürchtet eine Versicherung mehr als eine Kostenexplosion. Und nichts fürchtet eine weltweit arbeitende Rückversicherung so sehr wie die Gefahr, dass es überall in den Krankenversicherungen und Gesundheitssystemen der Erde gleichzeitig knallt. Denn dann müsste sie zahlen. Genau das kann passieren, bald, wenn niemand etwas tut. Darum ist der »Weltrisikokonzern«, wie sich die Munich Re gerne nennen lässt, in ein Risikogebiet gezogen. Um Wissen zu sammeln. Die Experten im Kalkulieren des Unberechenbaren, von Erdbeben, Fluten, Ölkatastrophen, wollen auch Experten werden im Berechnen und Kontrollieren des menschlichen Körpers.

Vor eineinhalb Jahren rief eine junge Frau aus Abu Dhabi bei Fatima in Schardschah an. Sie stellte sich als Beraterin von Daman vor, Fatimas Krankenversicherung. Sie lud die Hausfrau ein, an einem Programm teilzunehmen, das ihren Lebensstil ändern helfe, kostenlos. Ihren Mann, den Scheich, rief zur gleichen Zeit ein junger Arzt an, mit demselben Anliegen. Fatima und Raschid willigten schriftlich ein, mitzumachen. Seither haben die Münchner einen Fuß in der Tür dieser Familie, in der arabischen Welt, in einer anderen Kultur, die so verschwenderisch ist wie verschwiegen und verschämt. Ohne viel davon zu wissen, bringt das Paar die Deutschen ein Stück voran bei ihrem Versuch, den globalen Körperwandel aufzuhalten.

Die Münchner Rückversicherung, so hieß sie früher, hat schon einmal recht behalten. Vor 38 Jahren warnte sie vor dem Klimawandel. Es war keine Ideologie, die die Deutschen trieb, sondern Statistik: Sie lasen es aus den Wetterschäden, die sie zu regulieren hatten. Aber keiner wollte hören. Das war ein Fehler, längst weiß man es und greift aus aller Welt auf die Klimadatenbank zu, die sie in München aufgebaut haben, die größte, die es gibt. Jetzt sagen dieselben Versicherungsmanager, dass die Fettleibigkeit eine ebenso große Wucht entfalten kann, den Planeten zu verändern, wie der Klimakiller CO₂. Vielleicht hören die Menschen diesmal hin.

Der Konzern hat sich in Abu Dhabi in die staatliche Krankenversicherung eingekauft. Bei der National Health Insurance Company Daman hält er jetzt 20 Prozent. Es geht um Marktanteile, aber nicht nur. Aus München in die Emirate entsandte Kaufleute, Ärzte und Juristen probieren gleichzeitig aus, wie man der Verfettung der Welt Einhalt gebieten kann. Es geht um die Frage, zu welchen Bedingungen man sich Krankheit künftig leisten kann: als Patient, als Versicherung, als Staat.

Da wächst ein Riesenmarkt, auf dem eine Krankenversicherung deutscher Machart nicht weit kommt. Sie springt erst ein, wenn ein Mensch schon krank ist. Doch nur wer herausfindet, wie das Zunehmen zu vermeiden ist, bevor Kosten entstehen, wird noch Gewinn machen können. Die Menschen werden mehr, sie werden älter, und die Frage ist nun, wie sie das tun: lange gesund oder lange krank? Die Munich Re geht für eine Antwort weit. Um Gesundheitssysteme nach ihren Vorstellungen aufzubauen, arbeitet sie auch mit Regierungen wie der von Saudi-Arabien zusammen, obwohl diese Frauen als Menschen zweiter Klasse behandelt. Es geht dem Konzern um Mathematik, nicht um Moral. Im arabischen Raum und in Nordafrika werden sich die Behandlungskosten für Zuckerkrankte bis 2030 mehr als verdoppeln. Da schert man sich nicht um die Scharia.

Vor eineinhalb Jahren in Davos, auf dem Weltwirtschaftsforum, verblüfften Wissenschaftler die Eliten mit der Behauptung, dass in nächster Zukunft nicht die Endlichkeit fossiler Brennstoffe, nicht Finanzkrisen, Klimaschäden oder Kriege den größten Einfluss auf die Volkswirtschaften hätten, sondern: das sogenannte viszerale Fett – der Bauchspeck. Denn er macht krank, und das kostet astronomische Summen, die Kassen, die Arbeitgeber, die Gesellschaften. 73,4 Milliarden Euro gab Europa im vergangenen Jahr für die Behandlung seiner Diabetiker aus. In den USA hat man ausgerechnet, dass im Jahr 2007 zusätzlich zu den Kosten für die Behandlung der Zuckerkranken von 88 Milliarden Euro noch ein ähnlich großer wirtschaftlicher Verlust hinzukam – durch eingeschränkte Leistungsfähigkeit, Krankentage, Todesfälle. Längst spricht man in der Weltgesundheitsorganisation von Fettleibigkeit als Epidemie.

Einmal im Monat telefonieren Fatima und ihr Mann jetzt mit ihren Beratern im 170 Kilometer entfernten Abu Dhabi, sie mit der Frau, er mit dem Mann. Anders ist es nicht vorstellbar in diesem Land, in dem Unfallopfer in Lebensgefahr darauf bestehen, nur von einem Arzt ihres Geschlechts behandelt zu werden. Fatima und Raschid sagen ihren Beratern, wie viel sie wiegen, wie es um ihren Blutzucker steht, ob sie ihre Arznei vertragen, dass sie versuchen, den frittierten Reis wegzulassen oder das ölige Hummus, und zum Abendbrot viel frisches Gemüse essen und nur noch einen warmen Gang – statt drei Gängen wie ihr ganzes Eheleben lang: gegrillten Fisch, gebratenes Huhn, geschmortes Fleisch. Als Raschid ein Junge war, waren frisches Obst und Gemüse etwas Kostbares. Als er es dann haben konnte, täglich eingeflogen aus der ganzen Welt, hatte er verlernt, dass es ihm schmeckt.

In einem Zimmer des Hauses steht jetzt ein Laufband. Wenn es heiß wird ab April, 50 Grad im Schatten, und das bis November, spazieren Fatima und Raschid eine halbe Stunde am Tag auf dem Band, im Schutze des Hauses und der Klimaanlage. Alle in der Familie täten das, sagen sie. Täglich, sagen sie. Und man weiß nicht, ob ihre Augen dabei nicht ein wenig zu treuherzig schauen. Die Coaches am Telefon, anonym und vertraut zugleich, sehen diese Augen nicht, sie ermutigen ihre Klienten nur, durchzuhalten. Vorwürfe verbieten sich für Diätberater, auch wenn sie im Computer anhand der neuen Laborwerte sehen, dass Fatima kaum abnimmt. Davon, sich den Magen abbinden zu lassen, raten sie ihr dringend ab, viel zu riskant, außerdem sei sie dafür nicht dick genug. Konsequenz und Kompliment in einem Satz.

Immerhin, Scheich Raschid hat 17 Kilogramm abgenommen, seine Blutzuckerwerte sind gesunken, der Blutdruck ist es auch. Er hat den Diabetes zurückgedrängt, einfach indem er sich anders ernährte. Der Scheich ist ein Beweis für Damam, für die Münchner, für neue Kundschaft auf dem Markt der Adipositasbekämpfung. Unter Raschids Dischdascha, dem weißen Langhemd, zeichnen sich noch immer drei Wohlstandsringe um die Hüften ab, der Scheich glaubt aber, nicht so sehr das Gewicht, vor allem das Alter habe ihm den Zucker gebracht. Raschid ist 63, mit 57 bekam er die Diagnose. »Schon mein Vater hatte Diabetes«, sagt er, als sei das ein Naturgesetz. Das erklärt nicht, warum seine 22 Jahre jüngere Frau an Zucker leidet und wieso seine ältere Tochter Menal, Architekturstudentin, erst 19, auch schon über 90 Kilo wiegt. Sie hat es schwer, einige davon loszuwerden. »Ich habe kein bestimmtes Gewicht als Ziel«, sagt Menal und hebt den Kopf ein wenig höher, »es soll nur weniger werden.« Ihr schönes Gesicht und der Sari-artige geblümete Hausanzug lenken vom schweren Körper ab.

Alfons Grabosch, 59, ein deutscher Chirurg, leitet das Diabetikerprogramm der Daman-Versicherung. »Gebt es zu«, sagte er manchmal amüsiert zu seinen Chefs in München, »ihr schaut auf uns wie auf ein Terrarium, um zu sehen, was passiert und ob das woanders auch funktionieren kann.«

Manager der Munich Re fliegen längst kreuz und quer durch die Welt, um das Gewicht der Völker zu vermessen, sitzen in den Krisenherden des Körperwandels, bei Ministern in China, Taiwan und Indien, beraten Regierungen, empfehlen sich für Lösungen, für Geschäfte letztlich. In Saudi-Arabien stehen sie vor einem Abschluss, in Oman bahnt sich etwas an. Sie warten darauf, dass Dubai eine Krankenversicherung aufzieht, vielleicht nach Abu Dhabis Vorbild. Die USA, apokalyptischer Vorreiter in Sachen Fett, kümmern sich mit eigenen Programmen.

»Disease-Management machen viele. Die Kunst ist es aber, Gesundheitsprogramme an die Region anzupassen«, sagt Michael Bitzer. Er ist Geschäftsführer von Munich Health für den Mittleren Osten und Afrika, einer Tochterfirma der Munich Re. In der Wüste heißt anpassen: an die Hitze, den Fastenmonat Ramadan, die Ungleichstellung von Mann und Frau und die Frage, warum ausgerechnet hier so viele so viel Ungesundes in sich hineinstopfen.

Scheich Raschid sagt, mit dem Reichtum durch das Erdöl sei alles komfortabler geworden, für jeden, durchaus. »Es ist aber auch alles komplizierter geworden. Früher ging man zu seinem Nachbarn und redete einfach. Heute macht das keiner mehr, jeder ist für sich.« Er hat ein wissendes, spöttisches Lächeln drauf; wenn man ihn aber bittet, zu beschreiben, wie sich seine Heimat verändert hat seit seiner Jugend, dann versagt ihm fast die Stimme. »Es ist alles anders, einfach alles, alles. Ach, ich habe dafür keine Worte.«

Wo Wüste war, stehen heute Hochhäuser. Wo Pfade verliefen, sind zehnspurige Straßen. Wo Mangroven das Ufer säumten, liegen künstliche Hotelinseln im Meer. Wo Sanddünen wanderten, kann man auf 520.000 Quadratmeter Bruttogeschossfläche einer einzigen Mall alles kaufen, was nicht lebensnotwendig, aber wegzutragen ist, von H&M bis Hermès. Im Emirates Palace, sechs Sterne, zwölf Restaurants und Bars, Doppelzimmer Pearl, 618 Euro die Nacht, ist alles Gold, was glänzt. Die Formel 1 ist hergekauft, ein Golfturnier haben sie natürlich und Irena, die Internationale Agentur für erneuerbare Energien. Zugleich entstehen ein Atomkraftwerk, ein Aluminiumwerk und eine Raffinerie. Parallel wächst eine ganze Umweltstadt aus dem Sand, Masdar heißt sie, und in ihr zu arbeiten und zu leben soll einst so gut wie kein CO₂ verbrauchen. Geprotzt wird sogar vor Allah: In der Großen Moschee aus Marmor und Gold, Baujahr 2007, liegt der angeblich größte Teppich der Welt. Von den Decken hängen Kronleuchter, von denen jeder so raumgreifend ist wie ein Einzimmerapartment. Sie sind gefertigt aus: Swarovski-Steinen.

Das ist geschehen, seit Raschid ein Junge war, seit Fatima geboren wurde. Nur zu Hause blieb es, wie es war. Sollte es so bleiben.

Mit Mitte 20 wurde Raschid das erste Mal verheiratet. Seine Frau war 16 bei der Geburt des ersten Sohnes, er 27, sieben weitere Jungen gebar sie ihm noch. Als Raschid sich Fatima zur Zweitfrau wählte, war die Syrerin keine 20 und nicht dünn, das mögen sie hier nicht, aber doch noch schlank und gesund. Sie wog 68 Kilogramm bei 1,68

Meter. Nach sechs Schwangerschaften und drei Geburten wog Fatima schon 80 Kilo, mit 26 Jahren. Um weitere Fehlgeburten zu vermeiden, nahm sie die Pille, nahm weiter zu. Sie aß anders als früher in Syrien: weniger Obst, mehr Fleisch, Öliges, Süßes. Vor allem aß sie: viel mehr. Wie alle Frauen in der Nachbarschaft blieb sie zu Hause, sie hatte zu tun mit so vielen Kindern, aber auch Hausmädchen, Waschmaschinen, Geschirrspüler. Es fehlte an nichts.

Fatimas Tochter Menal, Zweitjüngste des Scheichs, wuchs heran, ging in die Mädchenschule. Dort gab es Sport als Fach – theoretisch. Wer am Rand sitzen bleiben wollte, blieb sitzen. »Eigentlich taten das alle«, sagt Menal. Menal wurde dick, Raschid wurde dick, Fatima wurde dick. Die neun Söhne und zwei Töchter aßen Fast Food und tranken Limonaden, wie alle Kinder im Land. Sie verkauften in den Emiraten Soft Drinks und Chips in den Schulen. Die Söhne spielten Fußball, bewegten sich, die Frauen und Mädchen nicht. Der Fernseher lief und lief. Immer mehr Autos standen vor der Tür. »Es müssen nicht mal 200 Meter sein, da nehmen wir das Auto«, sagt Raschid, Sohn des Perlenfischers.

»An epic story«, wirbt McDonald's auf Postern in Abu Dhabi, darauf zu sehen ist ein Big Mac, und eine kurze Sinnestäuschung lang liest man: An epidemic story.

Das Projekt am Golf ist die ideale Versuchsanordnung für die Munich Re. Es gibt kein finanzielles Risiko, die Herrscherfamilie bezahlt die Krankenversicherung der Einheimischen aus dem Staatsetat. Weil die meisten Menschen in den Arabischen Emiraten Ausländer sind, zugewandert aus 140 Ländern der Erde, um zu bauen, zu handeln, zu investieren, zu dienen, gilt nur jeder fünfte der 5,3 Millionen Einwohner als Einheimischer, in Abu Dhabi sind es um die 300.000. Um an eine Karte für die kostenlose Krankenversicherung zu kommen, mussten sich die Einheimischen vor drei Jahren einem Gesundheitstest unterziehen. Das war die einzige Bedingung. Die Ergebnisse des Tests hatten es in sich: Jeder dritte Einheimische ist adipös, und jeder sechste hat Diabetes.

Es gibt keine Dunkelziffer mehr. Sowohl die Gesundheitsbehörde als auch die Krankenversicherung kennen Alter, Größe, Gewicht, Blutwerte und Blutdruck eines jeden Kartenbesitzers. Es ist ein Datenschatz ohne Datenschutz, in Deutschland undenkbar, für Versicherungsmathematiker ein Traum. Selten lässt sich ein finanzielles Risiko so schön umzingeln.

Umso genauer ist abzulesen, was Graboschs Leute im Terrarium erreichen. Alfons Grabosch, der Schönheitschirurg, Spezialist für Verbrennungsverletzungen, pendelte jahrelang zwischen Berlin und den Emiraten, um erst in Dubai und dann Abu Dhabi als »Visiting Doctor« Gesichter und Hände zu operieren. 2006 blieb er ganz, als Chefarzt. Bis die Münchner ihn anwarben. »Bevor mir selbst die Hände zittern«, sagte er sich im westfälischen Humor, »wage ich etwas Neues.«

Grabosch wusste, was da kommt. Er kannte ja die Körper, und er kannte auch die Mentalität der Menschen. Die der beleibten reichen arabischen Frauen zum Beispiel, Witwen oder in abgelegenen Villen residierende Erstfrauen, die einmal im Monat ihr Personal den Wagen vorfahren lassen, mit dem es in die nächste Mall geht, rasch zwei Gucci-Taschen kaufen und wieder nach Hause, in die ummauerte Einsamkeit. Außer Essen und Fernsehen bleibt da nicht viel. In der Tat sind es jetzt, da das Programm zwei

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Jahre läuft, oft die reichen Damen, die den Coaches von Daman am Telefon gleich absagen oder leugnen, dass sie Diabetes haben, obwohl die Testergebnisse eindeutig sind. Manche fürchten, ihre Kinder ließen sich nicht verheiraten, wenn bekannt würde, die Mutter habe Zucker.

Mehr als 2.500 Einheimische nehmen am Diabetikerprogramm teil, überredet am Telefon. Die Patienten wurden ausgewählt. Sie sind zwischen 40 und Anfang 60, alle hatten Übergewicht, viele leiden an hohem Blutdruck. Manche Frauen, die mitmachen wollten, sagten beim zweiten Anruf der Berater wieder ab, weil ihre Männer es ihnen verboten hatten. Das ist der tägliche kleine Clash der Kulturen in dieser Expedition der Münchner.

Vor Alfons Graboschs Büro im zehnten Stock der Daman-Zentrale sitzen die Coaches in ihren Telefonkojen: Libanesen, Emiratis, Palästinenser; Frauen in Blusen und Hosen neben Frauen in schwarzer Verhüllung, Männer in Anzügen neben Männern in Dischdaschas. Alle wurden in der Zentrale der Munich Re geschult. Einige der arabischen Ärztinnen und Ernährungswissenschaftlerinnen, Frauen von Ende 20, brachten ihre Väter oder Ehemänner nach Deutschland mit. Allein hätten sie nicht reisen dürfen.

Wie ihre Patienten führen sie selbst ein Leben zwischen vorgestern und übermorgen. Muneera Salem al-Marzouqi, 29, geht nur verhüllt auf die Straße, sie betet fünfmal am Tag. Sie lebt noch zu Hause – und doch ganz anders als ihre Mutter, die mit 16 das erste Kind bekam und keinen Beruf erlernte. Muneera hat einen Bachelor in Ernährungswissenschaften und arbeitet 40 Stunden pro Woche. Sie geht regelmäßig zum Sport. Und sie will ihren Master an der Uni machen. So lange versucht sie, nicht verheiratet zu werden. Denn dann könnte sie Kinder bekommen. Und das wäre ihr zu früh.

Der Arzt Mohamed Shaaban, 35, Libanese mit einem Dokortitel aus Odessa am Schwarzen Meer, ist der Einzige, bei dem manche Männer am anderen Ende der Leitung wagen, ein Tabu zu brechen. Sie vertrauen ihm an, dass sie keine Erektion mehr kriegen. Der Arzt erklärt ihnen dann, dass ihre Impotenz von einer Durchblutungsstörung herrühren kann, als Folge des Zuckers. Es ist dann nicht mehr schwer, die Männer zu einem gesünderen Leben zu überreden.

Das reiche Wüstenvolk hat sich bisher vom Westen nur genommen, was ihm gefiel: Cheeseburger und Chicken Wings, Gucci und Guggenheim. Aber es drückte sich vor Offenheit, wenn es darum ging, die Gründe der Verfettung zu erforschen. Die Weltgesundheitsorganisation hat das 2010 in einem Bulletin versucht: Die Einheimischen der Golfstaaten seien »verwöhnt von ihren hohen Einkommen« und investierten es, ohne nachzudenken, in falsches Essen.

Es ist bisher nicht erforscht, welche Rolle die Genetik spielt, obwohl alle mutmaßen, sie sei von Bedeutung. Hinter vorgehaltener Hand wird getuschelt, warum die große Zahl von Diabetikern nicht thematisiert wird: weil sonst offenbar würde, dass zu oft innerhalb der Großfamilien geheiratet wird.

Den Lebensstil sollen ihre Völker ändern, schnell, flehen jetzt die Herrscher in Dubai, Abu Dhabi, in Qatar, im Sultanat Oman. Sie meinen das Essen, die Bewegung. »Wir könnten unseren Patienten natürlich empfehlen, bei 45 Grad an der

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Strandpromenade zu joggen«, sagt Alfons Grabosch mit dem Sarkasmus des Chirurgen, »dann würde sich das Problem der Adipositas von allein erledigen.« Die Coaches raten lieber zum Fitnessstudio, zum Laufband im Wohnzimmer, zu Spaziergängen am Abend bei dann nur noch 35 Grad.

Zu viel Bewegung war in diesem Klima nie vorgesehen, wäre verrückt gewesen in der Affenhitze, bei 80 Prozent Luftfeuchtigkeit. Mit dem Wohlstand tauschten die Menschen die jahrtausendlang ertragene Mühsal, in der Wüste zu leben, gegen den größtmöglichen Komfort. Als die Scheichs ihre neuen Städte hinklotzen ließen, planten sie Parkplätze und Klimaanlage überall, aber keine Parks, keine öffentlichen Turnhallen, keine Schwimmbäder. Jetzt bezahlen die Herrscher Bluttests und Coachings, starten Kampagnen in Schulen und Volksläufe im Winter. Vielleicht gelingt es ihnen als Ersten, den Körperwandel zu stoppen. Vielleicht passen die Urenkel der Perlenfischer, die Enkel der Ölmilliardäre eines Tages wieder mit ihrer Heimat zusammen, das Äußere mit dem Inneren, die futuristischen Hüllen ihrer Städte mit einem wirklich modernen Leben.

Bei Scheich Raschid sitzt die Zukunft auf dem Sofa. Alia, seine jüngste Tochter, Kind Nummer elf, 15 Jahre, geht an eine der neuen Modellschulen. Sie ist den ganzen Tag dort, es gibt gesundes Essen und viermal die Woche Sportunterricht, der wirklich stattfindet, obwohl es eine Mädchenschule ist. Alia spielt dazu noch Basketball und lernt drei Sprachen. Sie meidet zu viel Süßes, und Hamburger und Fritten isst sie einfach nicht.

Zu Hause trägt das Mädchen Jeans und Sweatshirt, das Haar fällt frisiert wie bei den Stars der Seifenopern auf Dubai TV. Nach der Schule will Alia an der American University in Schardschah studieren, Politikwissenschaften. Um Politikerin zu werden? »Ja, vielleicht«, sagt sie schüchtern. »Inshallah!« So Gott will.

Warum sollte er nicht wollen? Alia ist durchtrainiert, zierlich, man kann es nicht anders sagen. Wenn sie schlank bliebe, als Tochter, als Frau, vielleicht als Politikerin, wäre es dieser Familie gelungen, das Fett aufzuhalten.

Entgleist

Dietrich Wagner verlor durch den Strahl eines Wasserwerfers fast sein Augenlicht. So wurde er der berühmteste Demonstrant gegen Stuttgart 21. Das Bauvorhaben hat den Stresstest inzwischen überstanden. Aber Wagner kann nicht aufhören zu kämpfen. Warum der Streit um einen Bahnhof nur noch Härten, aber keine Weichen mehr kennt.

Anne-Dore Krohn, FAZ, 30.07.2011

In der Welt, die seit letztem September seine ist, sind Gesichter helle Tupfen, eine Straße ein graues Band, der Bahnhof ein hellbrauner Koloss. Polizisten sehen aus wie längliche dunkle Flecken. Ein Fleck allein ist keine Bedrohung. Erst, wenn mehrere kleine Flecken zu einem großen dunklen Fleck zusammenlaufen, weiß er, jetzt wird es ernst.

Gegen Viertel vor sechs kommt Dietrich Wagner für gewöhnlich bei der Frühstücksblockade am Grundwassermanagement an. Der harte Kern der Stuttgart-21-Gegner setzt sich hier fast jeden Tag in die Einfahrt, um Baufahrzeuge aufzuhalten. Bunte längliche Flecken wuseln durcheinander, ab und zu sagt einer "Hallo Dietrich!". Es wird getrommelt, eine Frau fragt, ob er ein Marmeladenbrot möchte. Auf der Straßenseite gegenüber sammeln sich weiße Punkte, die Einsatzfahrzeuge. Sobald Wagner das erste Knistern einer Polizeidurchsage hört, betätigt er mit voller Kraft seine rote Drucklufttröte, so laut und durchdringend, dass nichts mehr zu verstehen ist. Danach schiebt er den Blindenstock zusammen, steckt ihn mit der Tröte in die Brusttasche seines Skianzugs, damit er alles am Mann hat, wenn er weggetragen wird. Dann setzt er sich zu den anderen vor die Einfahrt.

Den schwarzen Skianzug mit den vielen Reißverschlüssen trug Wagner früher zum Motorradfahren, solange er ein Motorrad hatte. Jetzt trägt er ihn zum Demonstrieren, er ist warm genug für jedes Wetter, und in den Taschen kann er alles unterbringen, das Feuerzeug, den Personalausweis, die Zigarillos aus dem Discounter. Einen halben Liter Wasser trinkt er immer schon zu Hause, vorsichtshalber, falls er verhaftet wird.

Wer sich vor die Einfahrt setzt, gehört zu den Blockierern. Wer blockiert, wird eingekesselt. Wer eingekesselt ist, wird "abgeräumt". Die Polizisten fragen aber zuerst, ob man freiwillig aufsteht. Wer drei Mal verneint, wird weggetragen. Wagner bleibt ruhig, als zwei junge Polizisten ihn vorsichtig unter Knie und Arme fassen. Die Trommeln und "oben bleiben"-Rufe werden lauter. Der große Mann im schwarzen Anzug schwebt über die Straße, um den Hals der gelbe Schal mit dem durchgestrichenen "Stuttgart 21"-Schriftzug. Auch in der Luft bleibt seine Haltung fast

dieselbe wie auf dem Asphalt, die Knie angezogen, die Hände vor der Brust gefaltet, der Kopf erhoben, der Mund bewegungslos.

Wagner ist der Letzte, den die Beamten an diesem Morgen anfassen. Das sei oft so, sagt später ein anderer Demonstrant, als ob sie den Mann mit den Blindenbinden bis zum Schluss verschonen wollten. "Blödsinn", brummt Wagner, "ich bin hier genauso wie alle anderen auch." Aber das stimmt nicht. Seit zehn Monaten ist er eine Symbolfigur.

Am 30. September wurde Dietrich Wagner auf einer Demonstration im Stuttgarter Schlossgarten von einem Wasserwerfer ins Gesicht getroffen. Es waren Zehntausende Menschen gekommen, um gegen den Abriss des alten und den Bau des neuen Bahnhofs zu protestieren. Die Polizei gab später an, Wagner sei nach vorn gelaufen und habe einen Stein geworfen. Wagner sagt, er habe mit den Armen gewedelt, um die Wasserwerfer zu stoppen, geworfen habe er nur mit Kastanien. Bei dem Einsatz wurden Hunderte von Menschen verletzt, aber es war das Bild von Wagner, das zum Zeichen der Eskalation wurde: Ein Mann mit nassen, zerzausten Haaren, der von zwei anderen Demonstranten gestützt wird, die Tränensäcke bläulich geschwollen, Blut läuft aus den Augen in den weißgrauen Bart.

Bei den folgenden Demonstrationen schminkten sich die "Stuttgart 21"-Gegner blutende Augen ins Gesicht und druckten das Bild von Dietrich Wagner auf Plakate. Journalisten wollten sich mit ihm treffen. Günther Jauch lud ihn ein. Die Reporterin einer Boulevardzeitung sagte am Ende des Gesprächs mit ihm, dass seine Geschichte womöglich sechzig Zeilen bekomme, so viel wie sonst nur Doppelmörder.

Das Foto, das ihn berühmt machte, hat er selbst erst viel später gesehen. Er hat es nur wenige Male betrachtet. Er brauchte Mut dafür und eine große Lupe. Als er davon erzählt, stützt er den Kopf in die Hände, schweigt, seufzt und sagt dann: "Da guck ich mir lieber 'ne schöne Frau an."

Seit der Demonstration, die von "Stuttgart 21"-Gegnern der "Schwarze Donnerstag" genannt wird, ist Dietrich Wagner fast blind. Der Strahl des Wasserwerfers traf ihn mit mindestens 16 Bar, zerstörte die Augenlider, die Linsen, die Netzhaut. Auf dem linken Auge sieht er gar nichts mehr, bis auf einen Lichtschatten. Das rechte Auge hat eine Sehkraft von etwa acht Prozent behalten. Das ist zu viel, um als ganz blind zu gelten, aber wenig genug für einen Schwerbehindertenausweis. Gesichter kann er auf einen Meter Entfernung wiedererkennen. Wenn er versucht, mit der Lupe zu lesen, braucht er für einen Satz zwei Minuten, aber er hat ein Lesegerät geschenkt bekommen, das - wenn auch mit schlechter Betonung - vorlesen kann. Er hat ein Blindentraining hinter sich und hofft, dass er bald einen Blindenhund bekommt. Am Handgelenk trägt er eine Uhr, die ihm auf Knopfdruck die Zeit ansagt.

Wagner sagt: "Mein Leben hat sich, seitdem ich fast blindgeschossen wurde, komplett geändert. Und ich staune, dass ich dieser schnellen Drehung geistig nachkomme. Das hängt damit zusammen, dass ich die Meinung von Hunderttausenden vertrete." Zwei Wochen nachdem er aus der Augenklinik entlassen wurde, ging Dietrich Wagner wieder demonstrieren. Einen Psychologen sprechen wollte er nicht.

Als die Frauenstimme an seinem Handgelenk sagt, dass es sieben Uhr und drei Minuten ist, hat er bereits eine Sitzblockade, eine vorübergehende Festnahme und einen Platzverweis hinter sich. Acht Baufahrzeuge konnten passieren, nachdem die Polizei etwa zwanzig Blockierer in Gewahrsam genommen hat. Die Beamten haben Wagners Personalien aufgenommen und ihm mitgeteilt, dass ein Verdacht auf Nötigung vorliege. Als sie ihn zu einem Luftbild der Umgebung führen, die er in den nächsten Stunden nicht betreten darf, sagt Wagner: "Das kann ich leider nicht sehen."

"Tschüss, Herr Wagner", ruft ein Polizist, als Wagner, den Blindenstock vor sich her schwingend, die Cannstatter Straße hinunterläuft. "Danke für die freundliche Behandlung", sagt Wagner. Er kennt fast alle Einsatzleiter, er weiß, wer hart durchgreift und wer nicht. Ein Auto fährt vorbei, als die Fahrerin ihn erkennt, drückt sie auf die Hupe, sie hupt im gleichen Rhythmus, in dem er bei der Blockade getrötet hatte. Oft drehen sich die Leute nach ihm um, viele grüßen, einige haben ihn schon umarmt, einfach so. Wagner freut sich darüber, aber es gibt auch Tage, an denen es ihm zu viel ist.

Am Eingang des Schlossgartens liegt die Mahnwache, die sie die "Wilde Mahnwache" nennen. Auf einem Tisch stapeln sich Informationsblätter über Personalienfeststellung und Ingewahrsamnahme, die geplante Absenkung des Grundwassers, die Termine der Aktionswoche 51. Wagner ist fast jeden Tag dabei, bei Fahrraddemos sitzt er bei einem Freund hinten auf dem Tandem. Nachdem am Ende dieser Woche das Ergebnis des Stresstests präsentiert wurde, das besagt, dass der neue Bahnhof hält, was er verspricht, gibt es eigentlich keine Möglichkeit mehr, ihn aufzuhalten. Sogar die Landesregierung sieht das so, obwohl es inzwischen eine andere Landesregierung ist. Aber Wagner und all die anderen, die im Schlossgarten sitzen, können nicht aufhören.

Er setzt sich an den langen Holztisch vor dem Zelt. Zu denen, die er seine "Widerstandsfamilie" nennt. Als er das erste Mal zum Bahnhof radelte, um sich zu informieren, blieb er bis drei Uhr nachts, weil er so viele interessante Menschen traf, die "sich mit Politik beschäftigten, nicht mit der Frage, welche Brotsorte sie kaufen". Ein Mann, der Zigaretten raucht, die "Che" heiße, und seit neun Monaten im Schlossgarten wohnt, gießt Billig-Cola in Plastikbecher. Am Tisch sitzen auch Andy von den Parkschützern und Detlef, er gestaltet Buttons mit Schriftzügen wie "Lügenpack", "Oben bleiben" oder "K21". Mehrfach wurde er gefragt, ob er nicht einen Button mit

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

dem Foto des blutenden Wagner machen wolle. Das hat er abgelehnt. Eine Frau mit grauen Haaren tritt dicht an Wagner heran, "Dietrich", sagt sie, "darf ich Dir den Schal geraderücken?" Sie zieht und zupft, so dass "Stuttgart 21" wieder zu lesen ist. Gleichzeitig pinnt Detlef mit einem Button die Schalenden zusammen, damit er nicht wieder verrutscht, "Radikalanarchistischer Parkhase" ist darauf zu lesen. Wagner protestiert, aber er lacht dabei, "hört doch mal auf, mich so zu bemuttern!".

Seit dem 30. September ist Dietrich Wagner oft auf Hilfe angewiesen. Alltäglichkeiten sind Ausnahmesituationen. Allein das Rauchen. Er muss die Zigarillos dicht vors Auge halten, damit er nicht den Filter anzündet. "Das schmeckt dann faszinierend", sagt er. Er macht oft Witze auf eigene Kosten, auch wenn er aus Versehen gegen eine Mauer oder einen Zweig läuft. Nur wenn es um den Staat geht, versteht er keinen Spaß.

Andy, auf dessen Jacke "Deeskalationsteam" steht, erzählt, dass man inzwischen auf beiden Seiten versuche, die Aggression im Zaum zu halten, wenn Polizisten und Demonstranten aufeinandertreffen. Auch Wagner war schon so wütend, dass er vom eigenen Team zurückgehalten wurde. "Wir achten auf unsere Leute", sagt Andy.

In den sechziger Jahren, als Wagner ein paar Semester Physik in Tübingen studierte, bevor er sich als Ingenieur für Elektromagnetische Verträglichkeit selbständig machte, ging er auch schon demonstrieren. Staatskritisch sei er schon immer gewesen, sagt er, aber das "Restvertrauen" sei nun weg. Er will jetzt unbequem sein, ein Bürgerschreck. Er ist siebenundsechzig und seit Jahren in Rente. "Was kann man mir schon machen?", fragt er.

Zum Beispiel, wenn er sich dieses Pappschild umhängt, auf dem steht: "30.09. - CDU-KZ ungesühnt". Das könne man natürlich nicht vergleichen, hatte eine Demonstrantin bei der Frühstücksblockade gesagt, die sich wie Wagner wegtragen ließ. Oder wenn er diese Sätze sagt und im Lauf des Tages wiederholt, Sätze wie: "Der 30.09. war meiner Meinung nach das zweitschwerste Verbrechen in Deutschland nach dem Zweiten Weltkrieg, nur noch getoppt von der blutigen Niederschlagung des Volksaufstands in der DDR 1953."

Beim Vorgespräch am Telefon hatte Wagner auf die Presse geschimpft, die seine staatskritischen Äußerungen nur verstümmelt und Interviews teilweise überhaupt nicht drucken würde. In den letzten Monaten hat er viele Interviews gegeben, die er im Anschluss benotet. Den meisten gibt er eine glatte Sechs. Einer Strecke in einem Nachrichtenmagazin sprach er immerhin eine Drei minus aus, genauso einem Kulturmagazin im öffentlich-rechtlichen Rundfunk.

Am Telefon hatte er auch angekündigt, dass er es nicht leiden könne, wenn Journalisten ihn immer wieder an die Stelle im Schlossgarten bringen, an der er vom Wasserwerfer getroffen wurde. Aber dann läuft er wie von selbst von der Mahnwache weiter in den Schlossgarten hinein. Auf der Wiese unter den Bäumen liegt das Parkcamp, die Bewohner haben Banner davor gespannt, "Protest gegen den Polizeistaat" oder "Finger weg vom Park". Vögel zwitschern, die Sonne scheint, ein Brunnen plätschert. Es ist friedlich im Schlossgarten, als sich Wagner an das erinnert, was er "Bürgerkrieg" nennt.

Es war laut. Der Boden war Matsch. Er deutet mit dem Blindenstock, dreht den weißen Tastball an der Spitze im Kreis. Unter einem Tollkirschenbaum bleibt er stehen, senkt den Kopf und stützt sich mit beiden Händen auf den Stock. "Das ist jetzt eine ganz komische Mischung", sagt er dann, "dieses Verbrechen am 30. September und diese Ruhe, das passt absolut nicht zusammen." Er drückt den Knopf an der Uhr, die Frauenstimme sagt: Es ist zehn Uhr und achtunddreißig Minuten.

Am Anfang dachte Dietrich Wagner noch, dass er bald wieder Motorrad fahren könne. Von der kleinen 125er hat er sich trennen können, von den zwei Newton-Teleskopen nicht, eins mit einer 15-Zentimeter-Spiegelöffnung, das andere mit dreißig Zentimetern, er hat sie sich selbst gebaut, "ich bin Hobbyastronom". Es fehlt ihm, dass er nicht mehr in den Himmel schauen kann. Nachts fuhr er manchmal im Skianzug auf dem Motorrad raus aus der Stadt, um Galaxien und Planeten zu beobachten. Er wohnte in einem umgebauten Transformatorturm in Stuttgart-Möhring, drei mal drei Meter Grundfläche, über Leitern ging es zwei Stockwerke hoch. Der Turm wird inzwischen von einer Freundin als Gartenhäuschen genutzt.

Eine Stunde später steht Dietrich Wagner im Büro der Parkschützer auf der anderen Seite des Schlossgartens und raucht einen Zigarillo aus dem geöffneten Fenster heraus. Sein Anwalt, ein freundlicher bärtiger Mann aus Freiburg, der früher die Rechtsabteilung bei Greenpeace leitete, ist auch da. Frank-Ulrich Mann hat für Wagner eine Klage eingereicht, nach seiner Einschätzung war der Polizeieinsatz am 30. September rechtswidrig. In Zivilverfahren beansprucht er außerdem Schadensersatz und Schmerzensgeld. Mit Funksprüchen, Videos und Fotos versucht er den 30. September zu rekonstruieren, aber die Aufarbeitung ist langwierig. Wagner sagt: "Ich denk manchmal, dass ich das Rauchen aufgeben sollte, damit ich das Ende der Prozesse überhaupt noch mitbekomme."

Ein Ermittlungsverfahren gegen Wagner, unter anderem wegen versuchter gefährlicher Körperverletzung, wurde im April eingestellt. Wagner wäre ein Prozess lieber gewesen. "Man hat mich begnadigt, um Ruhe zu haben", sagt er. Grundsätzlich sei man darüber natürlich froh, ergänzt der Anwalt, allerdings habe die Staatsanwaltschaft argumentiert, dass man von einer Strafe absehe, weil Wagner so schwer verletzt sei. Das suggeriere natürlich, dass ein Straftatbestand vorliege.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Wenn Wagner Interviews gibt, ist sein Anwalt gern dabei, damit er freundlich korrigieren und ergänzen kann, zum Beispiel wenn sein Klient wieder Staatskritik äußert. Nennt Wagner den Polizeieinsatz im Schlossgarten ein "Verbrechen", sagt Mann, dass man nicht von einem Verbrechen im juristischen Sinne sprechen könne. Und als Wagner, zum zweiten Mal an diesem Tag, den Satz sagt: "Der 30. September 2010 war meiner Meinung nach das zweitschwerste Verbrechen in Deutschland nach dem Zweiten Weltkrieg . . .", ist Mann schon vorbereitet. Es habe schon viele Wasserwerfereinsätze gegeben, die zu schweren Verletzungen geführt haben, widerspricht er. "Aber ich sehe natürlich die persönliche Betroffenheit von Herrn Wagner. Man muss sich das vorstellen: Sie gehen auf eine Demonstration und kommen blind nach Hause. Dass darunter das Weltbild und das Vertrauen dem Staat gegenüber leiden und dass sich dadurch eine radikalere Grundauffassung manifestiert, ist für mich völlig nachvollziehbar."

Später stehen Wagner und Mann zusammen im Hof und rauchen. Mann hat noch Termine mit anderen Klienten, er vertritt etwa zwei Dutzend Demonstranten und allein vier Augenverletzte vom 30. September. Wagner möchte noch einmal in den Park, "gucken, was die anderen an der Mahnwache so machen". Eine Gerichtsverhandlung zu den Demonstrationen gibt es an diesem Tag nicht. Sonst sitzt Wagner gerne im Zuschauerraum und hört zu, es interessiert ihn, wie Recht gesprochen wird. Wenn ihn etwas besonders ärgert, pocht er mit dem Blindenstock auf den Boden, die mahnenden Blicke kann er nicht sehen.

Früher hätte er an einem solchen Tag vielleicht noch die Sonne beobachtet. In der Welt, die vor letztem September seine war, richtete er nicht nur nachts seine Teleskope auf den Himmel, sondern manchmal auch tagsüber, mitten in Stuttgart, von seinem umgebauten Transformatorturm aus. An Tagen mit Luftunruhe, sagt Wagner, könne man manchmal eine feine Körnung auf der Sonne sehen, eine Granulation. Natürlich müsse man aber auf das Teleskop einen speziellen Filter schrauben. Damit man nicht geblendet wird.

Als Lore den DFB besiegte

Wenn im Juni die WM 2011 beginnt, feiert sich Deutschland als Frauenfußball-Nation. Eine der ersten Stürmerinnen war in den Fünfzigern Lore Barnhusen. Ihr mächtigster Gegner: der Deutsche Fußballbund

Von Kirsten Küppers, Die Tageszeitung / sonntaz, 21.05.2011

Als in der 89. Minute die Duisburger Stürmerin noch einmal den Ball ins Tor stößt zu einem grandiosen 6:0. Als das ganze Stadion aufspringt, die Diskomusik aus dem Lautsprecher dröhnt. Als die Stimme des Stadionsprechers sich überschlägt, schon die Champions League herbeijubelt, die Fußball-WM, die im Juni kommt. Als die Spielerinnen befreit über den Platz rennen, die Zuschauer sich in die Arme fallen, überhaupt alles an diesem Sonntagnachmittag im Ruhrgebiet aufgeht in einem rauschenden Bravo, und als selbst der Mann von Lore Barnhusen anerkennend raunzt: "Dat geht so schnell, da kommste nich' ma' mit'm Moped hinterher."

Da ist schon eine Menge passiert.

Da kann man sagen, dass der Fußball in diesem Land endlich da angekommen ist, wo Lore Barnhusen aus Gladbeck ihn schon immer erwartet. Sie musste lange gegen den DFB kämpfen.

Lore Barnhusen, 71 Jahre alt, die auf der Duisburger Tribüne steht, die geahnt hat, dass es ein Fest werden würde, hat morgens den Blazer in Schlangenlederimitat angezogen, die hohen Schuhe, die grauen Haare zu einem Igel hochgebürstet. Jetzt wirft sie die Hände in die Luft, ruft: "Wahnsinn! Fußball ist doch das Schönste, was es gibt!"

Den Spott, die Bevormundung, den die Sache mit dem Fußball ihr auch eingebracht hat, wird Barnhusen darüber nicht vergessen.

Das Verbot, das sie in den Wind geschlagen hat damals. Als sie angetreten ist für Deutschland, tausende Zuschauer im Stadion johlten und tanzten, nur wegen ihr.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Lore Barnhusen hieß da noch Lore Karlowski, ein kleines Mädchen mit dicken Zöpfen in einer Gelsenkirchener Zechensiedlung, Nachkriegszeit. Hagebuttenstraße 17, die Schlotte der Kokerei ganz nah, der Vater war Bergmann, hinterm Haus stand der Verschlag mit den Hühnern. Nachmittags drängelten die Jungs vorm Fenster: "Kommt die Lore runter?", weil Lore immer die Schnellste war mit dem Ball. Aber Fußball für Frauen und Mädchen war verboten. Die kleine Karlowski tat etwas, was nicht sein durfte, wenn sie über die Pflastersteine dribbelte, flankte und schoss, bis die Dämmerung sich über die Häuserzeilen und Gärten senkte, jeden Tag aufs Neue.

Es waren nicht nur die alten Leute, die auf den Fensterbrettern lehnten, die schimpften, dass ein Mädchen auf der Straße Fußball spielte, die Bälle flinker ins Tor knallte als alle anderen. Die Übriggebliebenen, die den Krieg noch in den Knochen trugen und gegen alles wetterten, was nach Leichtigkeit aussah. Es war nicht nur die Mutter, die mahnte: "Lore, mach dir die Füße nicht kaputt!"

Das Verbot kam von ganz oben.

Vom Deutschen Fußball-Bund, dem DFB, jener mächtigen Instanz, die in Deutschland alles regelt, was mit Fußball zusammenhängt. Auch nach Adolf Hitler hatte sich dieser Verband noch vorgenommen, das Kicken für die Männer zu bewahren.

Lore Karlowski aus Gelsenkirchen machte auf den Bolzplätzen der Umgebung die Dinger rein. Sie drückte sich mit ihren Kumpels am Schaufenster des Elektrogeschäfts die Nase platt, sah auf dem Fernseher die deutsche Elf in Bern siegen, die Sonne spiegelte sich in der Scheibe.

Deutschland war Weltmeister, das Land trat aus dem Schatten der Vergangenheit. Lore zog beim Bauern Runkeln aus dem Acker, trug der Nachbarin Kohleemimer aus dem Keller. Von dem Geld, das sie damit verdiente, kaufte sie Fußballschuhe. Die Schuhe waren schwarz und schwer, vorne mit einer Stahlkappe verstärkt. Lore Karlowski war ein Teenager mit Kurzhaarfrisur, sie lief nur noch in Hosen herum, beim Spielen holte sie sich blutige Knie.

Es half alles nichts.

Die Männer des DFB lehnten Frauenfußball "aus grundsätzlichen und ästhetischen Gründen" ab. "Im Kampf um den Ball verschwindet die weibliche Anmut. Körper und Seele erleiden unweigerlich Schaden und das Zuschaustellen des Körpers verletzt Schicklichkeit und Anstand", begründeten sie ihre Entscheidung. Am 30. Juli 1955 beschlossen sie laut DFB-Jahrbuch einstimmig, "unseren Vereinen nicht zu gestatten,

Damenfußball-Abteilungen zu gründen oder Damenfußball-Abteilungen bei sich aufzunehmen".

Die Männer fanden Ärzte, die halfen, das Verbot zu begründen. Im Jahr 1953 erklärte der Psychologe Fred J. J. Buytendijk in einer Studie: "Im Fußballspiel zeigt sich in spielender Form das Grundschema der männlichen Neigungen und der Wert der männlichen Welt." Der Psychologe überlegt: "Das Treten ist wohl spezifisch männlich, ob darum Getretenwerden weiblich ist, lasse ich dahingestellt. Jedenfalls ist das Nicht-Treten weiblich." Schließlich befindet er: "Es ist noch nie gelungen, Frauen Fußball spielen zu lassen."

Das Grundgesetz hatte nach 1945 die Gleichberechtigung von Mann und Frau festgeschrieben. Die Frauen hatten das Land nach dem Krieg wieder aufgebaut, geschleppt und geschuftet. Sie hatten eine Menge gemacht, was vorher Männern vorbehalten war. Warum sollten sie keinen Ball treten dürfen?

Hannelore Ratzeburg sitzt in der Lobby eines Hotels am Hamburger Messegelände. Eine kleine Frau, 59 Jahre alt, mit kurzem Hals, pinkfarbenem Pullover und praktischer Frisur. Ratzeburg ist die erste Frau, die es ins DFB-Präsidium geschafft hat. Wenn es eine Frau gibt, die sich auskennt mit Männern und Fußball, dann ist sie das. Ohne Ratzeburg gäbe es wohl keine Frauenfußball WM in Deutschland im Juni, keine Bundesliga des Frauenfußballs, keine Champions League. Ratzeburg hat das alles durchgekämpft. Anfang der Siebzigerjahre fing sie in Hamburg-Eimsbüttel an, mit ein paar Freundinnen Fußball zu spielen, sie lief als junge Sozialpädagogikstudentin in Jeans und selbst gestrickten Pullovern in Vereinsheime, setzte sich zu den Männern an die langen Tische, stellte Forderungen.

Zuerst ging es nur um Bälle, Plätze und Trainingszeiten - aber Ratzeburg wollte mehr. Sie war jetzt jeden Tag auf dem Fußballplatz, hörte weg, wenn am Rande von DFB-Versammlungen Sprüche kamen wie: "Geht der Trainer mit euch zum Duschen?" Sie stellte sich vor volle Männersäle und verlangte Mädchenförderung, Trainerinnenausbildung, einen DFB-Pokal für Frauen, einen Länderpokal, eine Nationalmannschaft. Ratzeburg boxte sich durch die Gremien. Es hat Jahre gedauert. Es wäre auch übertrieben, heute von Gleichstand zu sprechen: Zu einem Champions-League-Spiel der Männer kommen Zehntausende, Millionen sitzen vor dem Fernsehern. Zu einem Champions-League-Spiel der Frauen trotten selten mehr als Tausend ins Stadion. Die Spiele werden nicht oft im Fernsehen übertragen. Trotzdem hat Ratzeburg das Bundesverdienstkreuz bekommen. Sie hat es geschafft.

Die WM ist jetzt fast da. Aber Hannelore Ratzeburg sitzt auf einem schwarzen Lederstuhl in einer kalten Hotellobby und lacht kaum. Wer sich so durchsetzen muss im Leben, hebt sich seine weiche Seite für andere Gelegenheiten auf.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Ratzeburg war noch ein Kind in den Fünfzigern, als der DFB das Fußballverbot für Frauen durchzusetzen versuchte. Die Funktionäre von damals sind alle tot. Aber Ratzeburg kann sich denken, wie es gewesen ist. Sie hat ja erlebt, wie es zugeht beim DFB - ohne Frauen.

"Ich glaube, dass das sehr viel damit zu tun hatte, dass die deutschen Männer wie geschlagene Hunde aus dem Krieg zurückgekehrt sind. Mit dem Wirtschaftsaufschwung wollten sie am liebsten die vermeintlich heile Welt wieder aufbauen, wie sie sie vor dem Krieg kannten - zumindest im Privatleben", so erklärt es sich Ratzeburg. "Dazu passte der Frauenfußball einfach nicht. Wenigstens den Fußball wollten die Männer als letzte Domäne für sich behalten."

Dann sagt Ratzeburg: "Wenn etwas verboten ist, wird's trotzdem gemacht. Das ist doch immer so." Ihr Gesicht ist ein einziger Vorwurf.

Tatsächlich kicken in der Nachkriegszeit vor allem im Ruhrgebiet immer mehr Frauen auf Äckern, Wiesen, Schulhöfen. Ihr Vorbild sind die benachbarten Niederlande. Mitte der Fünfzigerjahre haben sich dort schon dreizehn Damenfußball-Clubs gegründet.

Auch Lore Karlowski aus der Zechensiedlung in Gelsenkirchen landete mit ihren neuen Fußballschuhen bei einem Verein. Ihr Vetter hatte ihr vom FC Kickers in Essen erzählt. Jetzt warf sie sich zweimal die Woche ihre kleine weiße Tasche mit dem Fußballzeug über die Schulter. Der Weg war weit. Karlowski musste durch die Felder zur Straßenbahnstation laufen, dann dreimal umsteigen. Sie brauchte eine Stunde.

Und immer hagelte es Beschimpfungen. Sie wurden angespuckt. "Was macht ihr Weiber auf dem Sportplatz", riefen die Zuschauer. "Geht zurück zum Kochtopf!" "Ihr müsst Kinder gebären, nicht Fußballspielen." Aber der Fußball brachte Freiheit. Der FC Kickers hatten fast jedes Wochenende ein Spiel, oft fuhren sie über die Grenze in die Niederlande. Dort gab es nach den Partien Hähnchen und Pommes mit Mayonnaise zu essen. Es gab keine anderen Freizeitangebote, die interessanter gewesen wären.

Den Herren vom DFB passte dieser Wildwuchs nicht. Sie erinnerten ihre Vereine, dass es verboten war, den Frauen Plätze zur Verfügung zu stellen. Sie zogen ihre Fäden.

Jetzt konnte es passieren, dass Karlowski und die anderen mit dem Bus nach Krefeld fuhren. Aber der Fußballplatz war abgeriegelt: Polizei. "Wir hatten Tränen in den Augen", erinnert sie sich. "Und dann hörten wir nur den Busfahrer: ‚Seid ruhig, wir

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

fahren eine Runde.' Dann war die Polizei weg. Und wir stürmten aufs Spielfeld", knattert sie. Es war auch ein großer Spaß.

Karlowski arbeitete inzwischen als Näherin in einer Fabrik für Damenkonfektion in Gelsenkirchen. Als Mannequin lief sie auf Modeschauen in Kaufhäusern. Die Warnung ihrer Mutter, dass Fußballspielen die Beine kaputt macht, sollte sich nicht bewahrheiten.

Irgendwann zu dieser Zeit tauchte Willi Ruppert auf. Ruppert war ein hochgewachsener, dunkelhaariger Mann, der wusste wie man Anzüge trägt. Er war Versicherungsvertreter aus Essen. Ruppert kannte das Fußballverbot des DFB. Er bemerkte, dass es viele Frauen gab, die trotzdem Fußball spielten. Er hatte beobachtet, dass zu manchen dieser Frauenspiele tausend und mehr Schaulustige gekommen waren. Ruppert witterte ein Geschäft.

Im Jahr 1956 gründete er in Essen einen Verein, den Westdeutschen Damen-Fußball-Verband.

Lore Barnhusen erinnert sich, dass einmal nach dem Training ein paar Männer am Spielfeldrand standen. Einer zeigte mit dem Finger auf einzelne Spielerinnen und wählte aus: "Du, du und du bist dabei." Der Mann zeigte auch auf Lore Karlowski. Sie war 16, die Jüngste.

Und dann schrien es die Plakate von allen Litfaßsäulen: "Länderspiel Deutschland gegen Holland". Für das Spiel hatte Willi Ruppert das Mathias-Stinnes-Stadion in Essen-Karnap ausgesucht. Das Stadion gehörte der Zeche, der DFB konnte nicht über die Anlage verfügen.

Am 23. September 1953 hängte sich Lore Karlowski ihre weiße Tasche um, lief den Feldweg zum Stadion. Sie war 16, Fußballspielen war eine nette Beschäftigung, "wat für die Beine und wat für'n Kopp", fand sie. Was aber an diesem Nachmittag auf sie zukommen würde, damit hatte Karlowski nicht gerechnet.

Im Stinnes-Stadion war die Hölle los. Alle waren gekommen: Männer im Sonntagsanzug, Frauen in Blumenkleidern, Kinder in kurzen Hosen.

Achtzehntausend Zuschauer.

Gesichter konnte Lore Karlowski nicht mehr erkennen, nur eine johlende Masse, die die Ränge flutete, in Trauben übers Geländer hing. Die Leute piffen auf zwei Fingern,

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

auf Flaschenhälsen, einer hatte eine große Pauke dabei. Die Luft roch nach Volksfest, nach Bier und Bratwurst, im Stadioncasino standen die Bergwerksbosse mit Zigarre, die Zeche nebenan wie immer im Dauerbetrieb.

Eine große Nervosität kroch Lore Karlowski die Beine hinauf.

In der Umkleidekabine verteilte Willi Ruppert kurze schwarze Hosen und weiße Trikots, Bundesadler auf der Brust. Er selbst trug Anzug, Ruppert trug immer Anzug. Dann rannten sie raus auf den Rasen, sangen die Nationalhymne, schüttelten den Niederländerinnen die Hände. Das Publikum tobte. Sie weiß nicht mehr, wie das Spiel genau abgelaufen ist. In all dieser Aufregung hat sie sich wenig gemerkt. Es ist auch zu lange her. Sie weiß: Der Ball flog in die Kurve, sie hat ihn rübergeflankt zu Lotti, der Mittelstürmerin. Sie alle hatten noch nie zusammen gespielt, aber das war das 1:0, es lief gut. Halbzeitstand: 2:0.

"Die Gleichberechtigung schreitet auch in Fußballstiefeln voran", jubelte der "Wochenschau"-Reporter. "Wie Herberger Schützlinge zu ihren besten Zeiten, so ziehen die jungen Damen elegant und zu allem entschlossen ihre Kreise." Die Niederländerinnen treffen nur einmal. "Mit diesem 2:1 Sieg kommt Deutschlands Fußball endlich wieder zu einem schönen Sieg."

"Gute Kombinationen", meldete die Neue Ruhr Zeitung, und "dass die Sportart, die in Deutschland bisher nur Männern vorbehalten war, auch für Frauen durchaus möglich ist." 2:1 für Deutschland. Die Angelegenheit war den Herren vom DFB aus den Fingern gerutscht.

Als alles vorbei war, drückte die Frau von Willi Ruppert in der Umkleide jeder Spielerin einen Fünfundzwanzigmarkschein in die Hand. Lore Karlowski hatte noch nie einen so großen Schein besessen. Es ist ein winziger Betrag gemessen an dem, was Willi Ruppert eingenommen haben muss.

Karlowski hat sich ihre Tasche geschnappt, ist nach Hause gelaufen. Dunkel legte sich über die Wiesen. Ein guter Tag. Vielleicht der größte in ihrem Leben.

Man kann heute mit Karlowski, die jetzt Barnhusen heißt, noch mal ins Stinnes-Stadion gehen. Der Zaun rostet, auf den Zuschauertreppen wächst Moos, das Sportlerheim ist abgerissen. Es ist trotzdem ein schönes Stadion, hinten ragen die Schornsteine in den Himmel. Es ist der Platz, wo Lore Barnhusen nationale, internationale Bedeutung erlangte. Wo sie wegen der Großartigkeit des Erlebnisses heute noch wächst. Hinauswächst auch über alles, was danach kam, die Ehe mit dem

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Installateur Ewald Barnhusen, das Leben als Hausfrau und Mutter von drei Söhnen. "Ich werd nervös, wenn ich nur hier stehe", sagt sie.

Zwei Männer drücken sich auch auf dem Rasen herum. Ewald Barnhusen und ein kleiner Kerl mit kariertem Hemd und wässrigen Augen. Er ist vom Heimatverein Essen-Karnap, als Junge hat er damals das Spiel gesehen: "Alle Jungs waren doch verliebt in die Lore." Barnhusen steht wackelig, versinkt mit ihren hohen Schuhen im Gras, grinst schief, am Hals bekommt sie rote Flecken, sie sagt nichts. Ihr Mann, der sie mit seinem silbernen Mazda hierhergefahren hat, weil er derjenige ist, der bei ihnen Auto fährt, steht jetzt irgendwie unnütz an diesem Ort voller Geschichte, der nicht sein Ort ist. Er macht die Augen schmal und starrt in die Bäume. Dann schiebt sie hinterher: "Wahrscheinlich war es schon so, dass viele gekommen sind, um den Frauen auf die Brüste zu gucken."

Ein kurzer Moment. Dann lacht sie diesen Satz weg mit einem sehr breiten Lachen, das auch das Beschämende dieser Erkenntnis verschluckt. Die beiden Männer lachen mit.

Barnhusen ist wieder geschrumpft.

Mit dem Fußballspielen war für sie nach dem Spiel im Stinnes-Stadion bald Schluss. Sie haben sich noch ein paar Mal getroffen. Ruppert erzählte von einem Spiel in England. Sie sollten mit dem Flugzeug fliegen. Ein Traum. Aber dann verschwand er. "Da kam einer, der sagte, der Ruppert hätte das ganze Geld genommen und wäre abgehauen", erzählt Barnhusen. "Hätte seiner Frau 'nen Pelzmantel gekauft. Sei dann weg in den Osten. In die DDR. Dort hat er dann eine Wäscherei aufgemacht." Karlowski hörte auf. Ihre Mannschaft traf sich nicht mehr. Andere Vereine waren zu weit weg.

Wie die Sache mit Willi Ruppert sich wirklich abgespielt hat, lässt sich schwer rekonstruieren. Es gab in den Fünfzigerjahren in ganz Deutschland weitere Länderspiele. Einige hat Ruppert organisiert. Das Protokoll einer Vereinssitzung am 17. August 1957 in der Gaststätte Schneider in Essen belegt, dass der "ohne Entschuldigung" fehlende Willi Ruppert als Vorsitzender des Westdeutschen Damen-Fußball-Verbands abgesetzt wurde. Unklarheit bestand laut Protokoll darüber, wo die etwa 164.000 Mark abgeblieben sind, die der Verband mit Frauenfußballspielen eingenommen hatte. Ruppert machte weiter. Er gründete einen neuen Verein, den Deutschen Damen-Fußball-Bund, und organisierte für den 2. und 3. November 1957 im Berliner Poststadion eine inoffizielle Fußball-Europameisterschaft der Damen. Der Titel "Europameisterschaft" war ein bisschen übertrieben. Es spielten nur vier Teams: die Niederlande, Österreich, England und Deutschland. Die Herren vom DFB drohten daraufhin in der Berliner Morgenpost: "Die Funktionäre der männlichen Fußballwelt

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

sind verärgert. Die Berliner können wählen - wenn sich der Frauenfußball dort stärker konzentriert, müssen sie eben auf unsere Großveranstaltungen verzichten."

Ruppert rechnete dennoch mit hohen Zuschauerzahlen. Es kamen nur ein paar Tausend. Hotels und Busunternehmen blieben auf uneingelösten Buchungen sitzen, es gab eine Menge unbezahlter Rechnungen. Wegen "dringenden Verdachts auf Betrug", berichtet der Tagesspiegel am 13. November 1957, wird gegen die Veranstalter Haftbefehl erlassen. Danach verliert sich Rupperts Spur.

Der DFB jedenfalls war in Sachen Frauenfußball angeschlagen.

"Das kategorische Nein des DFB zum Frauenfußball wäre besser nicht gesprochen worden", findet der Tagesspiegel am 16. Oktober 1957. "Stattdessen hätte er seinen Vereinen raten sollen, bei Bedarf Frauenfußball-Abteilungen zuzulassen. Ihm wäre dieser Sport nicht entglitten."

Die Kritik wuchs. Aber erst dreizehn Jahre später, erst im Jahr 1970, hebt der DFB das Verbot auf. In Hamburg beginnt eine langhaarige Sozialpädagogikstudentin namens Hannelore Ratzeburg zu kämpfen auf dem Platz und in den Gremien des DFB. Stürmerlegende Gerd Müller rät Frauen, lieber zu kochen statt zu kicken, der Berliner Hertha-Star Uwe Witt gibt über die Bild-Zeitung bekannt: "Wenn meine Frau spielt: Scheidung!" Als die Frauennationalelf 1989 den Europameistertitel holt, schenkt der DFB den Spielerinnen ein Kaffeeservice. Heute hofiert DFB-Präsident Theo Zwanziger die deutschen Fußballspielerinnen. Es ist ja WM.

Lore Barnhusen sitzt in ihrer Doppelhaushälfte in Gladbeck: "Immer Küsschen hier, Küsschen da, der Zwanziger! Und wat ham sie uns damals dat Leben schwergemacht!" Barnhusen hat ihren Mann bei einem Fußballspiel kennengelernt. Ihre drei Söhne haben Fußball gespielt. Sie hat den Ball den Männern überlassen, aber sie hat ihn nicht aus den Augen verloren.

Ihr Wohnzimmer hat sie mit Schalke-Fähnchen, mit Wimpeln und Kissen ausgestattet. Im Hobbykeller hat sie die Fotos ihrer eigenen Fußballzeit aufgehängt. Wenn Bayern verliert, ist es ein guter Tag, sagt Barnhusen. Wenn Schalke gewinnt, braucht sie drei Jahre kein Weihnachtsgeschenk.

Gladbeck hat eine Mädchenmannschaft, die besucht sie öfter, eben hat sie sich im Stadion das Spiel Duisburg gegen Saarbrücken angeguckt, 1.021 Zuschauer. Ob sie zur Frauenfußball-WM geht?

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Ihr Mann fährt dazwischen, er ruft: "Hingehn zu einem Spiel? Nee, das tun wir nicht."
Er lacht ein bellendes Lachen. Als hätte jemand gerade einen besonders guten Witz gemacht.

Ich habe meinen Sohn umgebracht

Tik heißt in Kapstadt die Droge, die Kinder zu Monstern macht und Teenager zur Raserei bringt. Und Eltern zur Verzweiflung. Ellen Pakkies wusste sich nicht mehr zu helfen

Kristina Maroldt, Chrismon, 4.4.2011

Nachdem sie es getan hat, lässt sie sich Wasser ein für ein Bad. Es ist jetzt ganz still in der Wohnung. Kein Fluchen, kein Schreien. Zum ersten Mal seit Jahren. Sie steigt in die Wanne. Sie wäscht sich. Sie lässt sich Zeit. Keiner wird sie heute stören. Sie ist sicher.

Als sie sich angezogen hat, geht sie noch einmal in den Schuppen auf dem Hof. Ihr Sohn liegt auf dem Bett. Den Kopf ins Kissen gebohrt, die Beine angewinkelt, wie ein erschöpftes, schlafendes Kind. Die Schnur um seinen Hals ist in der Morgendämmerung kaum zu sehen.

Sie bleibt eine Weile an der Tür, wartet, ob sie etwas fühlt. Doch da ist nichts. Nur Müdigkeit. Und Erleichterung. Sie schließt die Tür. Dann geht sie zur Arbeit.

Am Morgen des 12. September 2007 tötete Ellen Pakkies, 45, Altenpflegerin aus Kapstadt, ihren Sohn. Sie erdrosselte ihn mit einer Schnur. Am selben Tag stellte sie sich der Polizei. "Ich habe meinen Sohn umgebracht", sagte sie. "Ich konnte nicht mehr. Es tut mir leid." Dann brach sie in Tränen aus. Man sperrte sie in eine Zelle und ordnete Sonderbewachung an, wegen Selbstmordgefahr.

Wie kann eine Mutter ihr eigenes Kind töten? Das sie zur Welt brachte, beschützte und aufzog? Kindsmörderinnen werden fast immer von der Gesellschaft ausgestoßen, werden zu Parias. Ellen Pakkies nicht.

Wer ihre Geschichte verstehen will, muss weg von den schicken Malls und Bars der Urlaubsmetropole. Hinein in die überfüllten Wohnblöcke und Hütten der Cape Flats. Auf die sandigen Ebenen östlich des Tafelbergs vertrieb das Apartheidregime in den 1960ern und 70ern alle nichtweißen Kapstädter. Hier wuchs auch Ellen Pakkies auf. Und hier lebt sie heute noch. In Lavender Hill, einer Township, 20 Kilometer vom Stadtzentrum entfernt.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Wäsche flattert im heißen Wind zwischen unverputzten Mauern, Kinder turnen auf Mülltonnen, aus den offenen Türen der Wohnungen ruft, schimpft, lacht und klappert es. Ellen Pakkies steht auf dem Parkplatz ihres zweistöckigen Wohnblocks und winkt, eine kleine, gepflegte Frau mit sanften Knopfaugen und elegant geknotetem Tuch. "Kommen Sie, schnell, die gucken schon."

Am anderen Ende des Parkplatzes lehnen drei Männer an ihren Autos. Die ausgewaschenen Jeans hängen tief, die nackten Oberkörper sind tätowiert, die Sonnenbrillen verspiegelt. Auf der Wiese daneben fläzt sich eine Gruppe Teenager. "Die Druglords und ihre Kunden", sagt Ellen Pakkies. "Wenn ich sie sehe, muss ich immer an Abie denken. Er sah genauso aus. Es tut mir noch immer weh."

Ellen Pakkies` jüngster Sohn Abie nahm Drogen, wahrscheinlich schon seit er zwölf war. Genau kann das seine Mutter nicht sagen. Woran sie sich aber noch sehr gut erinnert, ist jener brütend heiße Sommertag im Jahr 2002. Da nimmt sie in ihrer Wohnung zum ersten Mal diesen Geruch wahr. Als ob jemand Gummibärchen schmilzt. Ellen kennt den Geruch, vom Haus neben der Bushaltestelle. "Die kochen dort Tik", hat ihr eine Bekannte zugeflüstert. "Das ist diese neue Droge, die die Kinder zu Monstern macht. Pass` bloß auf, dass dein Junge die Finger davon lässt! "

Mit Abie und ihrem Mann Odneal wohnt Ellen schon damals in der Parterrewohnung in Lavender Hill. Ihre Geschichte ist eine typische Townshipbiografie. Vom Stiefonkel als Kind vergewaltigt, von den ersten beiden Ehemännern misshandelt, schlägt sie sich jetzt als Altenpflegerin durch. Odneal arbeitet als Parkplatzwächter. Ihre Wohnung ist eine Trutzburg gegen das raue Townshipleben: hübsche Möbel, viele Blumen, CDs mit Gospelsongs, ein sonniger Hinterhof mit Schuppen, vor dem Ellen gerne sitzt und in den Himmel schaut.

Doch jetzt ist da dieser Geruch. Ellen durchsucht die Wohnung. Im Zimmer von Abie, damals 14, findet sie eine aus einer Glühbirne gebastelte Glaspfeife. Am Pfeifenboden kleben festgebackene Pulverreste. Tik.

Tik ist der südafrikanische Name für Methamphetamin. Ein kristallines Pulver, das die deutsche Wehrmacht im Zweiten Weltkrieg als Aufputzmittel benutzte und das in den 1990ern in den USA zur Modedroge avancierte. Den südafrikanischen Markt eroberte es um die Jahrtausendwende. Aus Zutaten wie Rattengift, Batteriesäure und WC-Duftstein lässt sich Tik spottbillig herstellen. Eine Portion kostet nur 40 Rand, etwas mehr als vier Euro. Wer Tik raucht, fühlt sich wie Superman. Wer Tik raucht, muss kaum mehr schlafen. Wer Tik raucht, will Sex.

Vor allem unter den "Coloureds", der von den Ureinwohnern, den ehemaligen malayischen Sklaven und Europäern abstammenden Minderheit am Kap, finden die

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Dealer gute Kunden. Denn die "Coloureds" sitzen im neuen Südafrika zwischen allen Stühlen. Die Förderprogramme der Regierung richten sich fast nur an Schwarze. Die Mischlinge sind oft ebenso arm. Doch sie bleiben meist außen vor. Auch Ellen Pakkies ist eine "Coloured".

Bald stechen 15-jährige Jungen für ein paar Rand Passanten nieder. Schulmädchen gehen anschaffen. Die Beschaffungskriminalität steigt zwischen 2002 und 2006 rapide an. Bis zu 250 000 Menschen, schätzen Wissenschaftler, rauchen am Kap regelmäßig Tik.

Abie streitet alles ab. Und Ellen glaubt ihm. Abie ist ihr Lieblingssohn, sie vertraut ihm. Kochen sie nicht jeden Abend zusammen? Erzählen sie sich nicht alles? Doch auf Kochen und Plaudern hat Abie bald keine Lust mehr. Er wird gereizt, schwänzt die Schule, verbarrikadiert sich in seinem Zimmer. Als Ellen sich einmal weigert, ihm Geld zu geben, schlägt Abie aus Wut ein Fenster ein.

Bald bricht er die Schule ab, lungert mit seinen Kumpels zwischen den Wohnblocks herum. Nach Hause kommt er nur noch zum Schlafen oder Essen. Als Ellen ihm kein Geld mehr gibt, verkauft Abie seine CDs. Dann seinen Fußball. Dann seine Hosen, Hemden, Schuhe. Er beginnt, seine Eltern zu beklauen. Erst nur Wechselgeld. Dann Kleider, Geschirr, Besteck, Vorräte. Als Ellen eines Morgens ins Bad kommt, sind die Leitungen aus der Wand gebrochen.

Ellen und Odneal reden mit Abie, allein, gemeinsam. Sechs Mal zeigt Ellen ihren Sohn an, beantragt gerichtliche Verfügungen. Doch immer kommt er nach wenigen Tagen frei. Man könne nichts beweisen, heißt es. Und: Sie solle nicht so drängeln. Als sie endlich einen Platz in einem Rehabilitationszentrum bekommt, verschläft er den ersten Termin und fliegt aus dem Programm.

Odneal fängt an zu trinken, Freundinnen hat Ellen nicht. Ihr bleibt nur Gott. Seit ihrer Jugend ist sie tief gläubige Christin, beim Beten fand sie immer Trost. "Was ist los mit meinem Sohn?", flüstert sie nachts, wenn sie wartet, dass Abie nach Hause kommt.

In den Wohnblocks und Hütten der "Coloureds"-Townships kämpfen zur gleichen Zeit Tausende von Müttern mit ihren wild gewordenen Söhnen. Tik hat eine ganze Generation im Griff. Und fast immer sind es die Mütter, die mit den Junkies klarkommen müssen, die Väter trinken oder sind schon lange abgehauen. Manche Frauen haben ihr Hab und Gut bei den Nachbarn deponiert, damit ihr Sohn nichts davon klaut. Manche tragen ein Messer in der Tasche, um sich zu schützen. "Schlaf mit mir", brüllen 16-Jährige mit heruntergelassenen Hosen vor ihren Müttern. "Ich brauche Sex! "

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Kaum eine Mutter traut sich, offen über solche Szenen zu sprechen. Auch aus Angst, die Aufmerksamkeit der Gangs auf sich zu ziehen. Denn die "Coloureds"-Townships rund um Kapstadt sind Gangrevier.

Die Atmosphäre ist geprägt von Angst und Gewalt, und nur wenige bringen den Mut auf, dem die Stirn zu bieten. Ein paar von ihnen kann man in der St. Mary Magdalene`s Catholic Church treffen, im "Coloureds"-Township Mitchell`s Plain. Jede Woche versammeln sich in den schlichten Räumen mal fünf, mal zehn Mütter bei Keksen und Limonade und erzählen sich die neuesten Schauergeschichten ihrer Söhne. Es wird viel geweint und geflucht an diesen Abenden. Aber es wird auch viel gelacht. Denn worüber man Witze machen kann, davor hat man nicht mehr so viel Angst.

Venetia Orgill hat sich die Angst schon lange verboten. "Ich habe so viel Schreckliches erlebt", ruft die füllige Frau mit dem Kreuz um den Hals. "Gott wird mich auch vor den Druglords bewahren!" Neben der 53-Jährigen liegt an diesem Abend ein zerkratztes Handy, auf dem selbst jetzt noch Nachrichten ratsuchender Eltern eingehen. Die Nummer kennt in den Cape Flats fast jeder, Venetia Orgill ist bekannt dafür, bei den Behörden so lange zu drängeln, bis sie auch die abgewracktesten Tik-Junkies in Rehabilitationsprogrammen untergebracht hat. Zehn Jahre war ihr eigener Sohn Troy drogensüchtig. Beschimpfte, bestahl, misshandelte sie. 2008 schließlich brachte er sich um. Clean, doch durch das Gift psychisch krank.

Venetia ist in vielem das Gegenteil von Ellen. Eine vor Selbst- und Sendungsbewusstsein strotzende Frau, die ihrem Ärger ohne Furcht Luft macht. Von Anfang an tat sie sich mit anderen zusammen. "Wer in den Cape Flats ein tiksüchtiges Kind hat und sich nicht selbst Verbündete sucht, der dreht durch", sagt sie. "Vom Staat und von der Polizei kannst du keine Hilfe erwarten. Viele Polizisten sind selbst Teil der Szene. Die nehmen uns nicht ernst."

September 2007. Für Ellen ist die Wohnung mittlerweile zum Gefängnis geworden. Abie schläft jetzt im Schuppen auf dem Hof. Nachdem er mit einer Schere auf sie losgegangen ist, hat Ellen ihn dorthin verbannt. Die Wohnung hat sie verrammelt. Ihre letzten Kleider trägt sie in einem Koffer bei sich. Denn irgendwie findet Abie immer einen Weg ins Haus. Manchmal schlängelt er seinen dünnen Körper einfach durchs Fenstergitter. Nachts brüllt er im Hof wie ein Tier: "Ich werde euch alle töten!"

Ellen schläft kaum mehr. Immer wieder kommen Szenen aus ihrer Kindheit hoch: die Mutter, die betrunken durchs Zimmer tobt. Ihre ersten beiden Männer, die sie verprügeln. "Vater", betet sie. "Bitte mach`, dass Abie irgendetwas anstellt und verhaftet wird!" Wenn Ellen heute an diese Tage zurückdenkt, kämpft sie noch immer mit den Tränen. "Das Schlimmste war, dass ich Abie immer noch liebte", sagt sie. "Ich wollte, dass er sich bei mir geborgen und verstanden fühlt. Meiner eigenen Mutter war

es ja immer völlig egal gewesen, wie es mir ging. Selbst als mein Stiefonkel diese schlimmen Sachen mit mir machte. Ich wollte das besser machen: Abie sollte mit mir über alles reden können."

War er denn überhaupt ansprechbar? "Manchmal ja. Er saß dann auf dem Hof, ich stand in der Wohnung, hinter der Gittertür, weil ich Angst hatte. Dann haben wir uns unterhalten." Worüber? "Wie es ihm geht, ob er nicht doch eine Therapie machen will. Meistens hat er aber gleich angefangen zu schimpfen: Ich würde ihn nicht lieben. Weil ich ihm kein Geld gebe."

Später, vor Gericht, vergleicht der psychologische Gutachter von Ellen ihr Leben in dieser Zeit mit einer Achterbahnfahrt zwischen zwei extremen Gefühlswelten: Auf der einen Seite das Missbrauchsopfer, das sich nach Ruhe sehnt. Auf der anderen die Mutter, die ihren Sohn liebt. "Diese Welten drifteten immer weiter auseinander. Der Druck auf Ellen wuchs immer mehr."

Am 12. September 2007 hält Ellen dem Druck nicht mehr stand. Tags zuvor hat Abie mal wieder die Wohnung verwüstet. Nachts tut sie kein Auge zu. Noch einmal will sie mit ihm reden. Ihn bitten, mit den Drogen aufzuhören. Als Odneal am nächsten Morgen zur Arbeit aufgebrochen ist, geht sie in den Schuppen. Warum sie die Schnur mitnimmt, im Vorbeigehen, kann sie später nicht mehr sagen.

Abie liegt auf dem Bett und schläft. Wie in Trance verknotet Ellen die Schnur zu einer Schlinge. Die legt sie Abie um den Hals. Das andere Ende wickelt sie um den Bettpfosten. Sie zieht an der Schnur. Ganz leicht zunächst. Abie wacht auf, starrt sie an.

"Sprich mit mir, Abie!", sagt Ellen. "Wirst du endlich auf mich hören?" - "Ja, ja, ich werde auf dich hören!" Den Satz hat Ellen schon oft gehört. Von Abie, ihren Exmännern, ihrer Mutter. Sie weiß: Er bedeutet nichts. Absolut nichts. Sie zieht fester. Abie rudert mit den Armen. Er bekommt eine Latte zu fassen, die vor dem Bett liegt, schlägt damit nach Ellen.

Abie ist stark, ein Mann fast. Und er ist auf Tik. Doch Ellen kann ihr Körpergewicht einsetzen, wenn sie an der Schnur zieht. Irgendwann lässt Abie die Latte fallen. Und Ellen zieht weiter. Und zieht. Und zieht.

Bis endlich Stille ist. Ellen schließt die Augen: "Vater, vergib mir", sagt sie. Dann lässt sie die Schnur los.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Ellens Tat schockiert die Provinz. An Morde ist man hier gewohnt - doch eine Mutter, die ihren Sohn umbringt? Als bekannt wird, dass Abie tixsüchtig war, ändert sich die Stimmung. Vor allem in den Townships. Die Mutter aus Lavender Hill wird plötzlich zum Symbol für die Verzweiflung Tausender anderer Mütter. Die Menschen spenden Geld für ihre Kautio. Ein bekannter Anwalt erklärt sich bereit, sie kostenlos zu verteidigen.

Der Prozess dauert über ein Jahr und wird zur erschütternden Innenschau einer Stadt, die gern vergisst, dass sich für viele ihrer Bürger auch nach der Apartheid noch wenig geändert hat. Auch Venetia Orgill wird als Zeugin geladen, im vollgepackten Gerichtssaal berichtet sie vom Kampf der Mütter von Mitchell`s Plain. Als Ellen selbst aussagt, kämpft sogar die Staatsanwältin mit den Tränen. Vor dem Gericht halten Demonstranten Schilder in die Höhe: "Ellen Pakkies ist ein Opfer, keine Verbrecherin!"

Sah sie sich damals genauso? Im Wohnzimmer nippt Ellen umständlich am Tee, bevor sie antwortet. Dann sagt sie leise: "Ich konnte einfach nicht mehr. Ich war so müde. Ich hatte solche Angst. Während des Prozesses saß ich in meiner Wohnung und dachte: Warum haben mir diese Leute, die jetzt demonstrieren, nicht früher zugehört? Warum musste ich erst tun, was ich getan habe? Abie war mein Baby. Jetzt war er tot. Und ich war schuld." Auf den Hof hinter der Wohnung traut sie sich während des Prozesses kein einziges Mal. Zu groß ist der Schmerz. Zu tief sitzt die Reue. Nachts hört sie dort Schritte. "Abie, was willst du?", ruft sie dann ins Dunkel. Doch keiner antwortet. Ellen bereitet sich darauf vor, den Rest ihres Lebens im Gefängnis zu verbringen. "Ich hatte getötet. Ich war für jede Strafe bereit."

Doch Ellen kommt nicht ins Gefängnis. Sie wird zu drei Jahren Bewährung und 280 Stunden gemeinnütziger Arbeit verurteilt. "Das Verbrechen muss im Kontext ihrer Verzweiflung gesehen werden", sagt die Richterin. Und zu Ellen: "Es ist jetzt Ihre Pflicht, rauszugehen und die Menschen aufzuklären. Die Botschaft muss sein: Mord ist keine Antwort! "

Und Ellen geht raus. Spricht in Kirchen, Schulen, Gemeindehäusern in ganz Südafrika. Von Abie, sich selbst, ihrem Kampf. Am Anfang schüttelt die Erinnerung sie wie ein böser Geist, sie zittert, schluchzt, muss aufhören. Auch heute weint sie meist, wenn sie von Abie erzählt. "Es tut aber nicht mehr weh. Das Reden heilt mich."

Und es scheint, als würde es auch denen helfen, die ihr zuhören. Die Hallen und Kirchen, in denen Ellen spricht, sind immer voll besetzt. Die Menschen hängen an ihren Lippen. Nicken wissend, wenn sie von leer geräumten Kleiderschränken und angstvollen Nächten berichtet. Und klatschen, wenn sie Polizei und Politiker auffordert, die Mütter ernst zu nehmen. "Für Mütter ist es heute schon etwas leichter geworden, ihre drogensüchtigen Söhne ins Gefängnis zu bringen", sagt Ellen. "Es gibt auch mehr

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

ambulante Kliniken. `Ihr müsst rausgehen und so lange drängeln, bis man euch hilft`,
sage ich bei meinen Vorträgen immer. `Rettet eure Kinder! ``

Es ist später Nachmittag geworden. Die Mauer des Hinterhofs wirft lange Schatten,
als Ellen zum Schuppen geht. Sie öffnet die Tür. Da steht das Bett, auf dem Abie
schief, da hängen die Gardinen, durch die er blickte. Vor der Tür heult der
Sommerwind. Im Nachbarhof zankt sich ein Paar, Glas scheppert. Im Schuppen ist es
ruhig. "Wenn ich mich nach ihm sehne, gehe ich hierher", sagt Ellen und zieht die Tür
langsam wieder zu. "Jeden Tag."

Grundkurs Islamismus

Unser Autor verbrachte vier Wochen undercover in der ägyptischen Hafenstadt Alexandria - als Student einer Arabisch-Sprachschule, die bei deutschen Gotteskriegern beliebt ist.

Fritz Schaap, ZEITmagazin, 09.12.2011

Qortoba Institute for Arabic Studies steht auf dem Schild über der Tür. Die Sprachschule liegt in einer Seitenstraße in Alexandrias Stadtteil Miami. Miami, das klingt nach Strand, und es gibt hier tatsächlich einen Strand, in der Nähe kann man sogar Bier kaufen. Miami ist ein fröhliches Viertel. Erstaunlich, dass diese Schule hier ihren Platz gefunden hat. Denn an ihr wird nicht nur Arabisch unterrichtet.

Die Schule ist auch eine Ausbildungsstätte für Islamisten der westlichen Welt. Daniel Schneider, Mitglied der Sauerland-Gruppe, inzwischen zu zwölf Jahren Gefängnis verurteilt, weil er Anschläge auf Flughäfen und Diskotheken in Deutschland plante, hat das Qortoba Institute for Arabic Studies besucht. Eric Breininger hatte laut Bundesanwaltschaft vor, hier Unterricht zu nehmen. Er starb zuvor als Gotteskämpfer in Pakistan, vermutlich im April dieses Jahres.

Es sind Salafiten, die die Schule leiten, Angehörige eines erzkonservativen bis fundamentalistischen Islams. Stiftungen in Saudi-Arabien bezahlen lernwilligen Ausländern Stipendien. Die Schüler wohnen in Wohngemeinschaften, im Viertel verteilt. Einer dieser Schüler werde ich sein. Ich habe mich eingeschrieben, um einige der Schüler kennenzulernen. Wenn Journalisten über junge Männer aus dem Westen berichten, die Terroristen wurden, dann recherchieren sie oft in ihrem Umfeld. Mit ihnen sprechen können sie nicht mehr. Weil die jungen Männer im Gefängnis sind oder tot.

Vor einem Jahr war ich hier schon einmal Schüler. Mehr oder weniger zufällig, ich wollte Arabisch lernen. Ich studiere Islamwissenschaften, und mein Dozent an der FU Berlin riet mir zu dieser Schule. Sie sei »etwas religiös«. Auch der Reiseführer Lonely Planet empfiehlt die Schule: »...if you are serious about study, the institute can arrange accomodation nearby in student apartments for US\$ 130 to 160 per month.« Ich reiste damals unvorbereitet in die ägyptische Hafenstadt, drei Busstunden von Kairo entfernt. Ich trug Jeans und T-Shirt und fand mich in einer Welt wieder, in der junge Männer wie ich Bart trugen und Galabia, das traditionelle Gewand Ägyptens. Ein Lehrer erklärte uns, wie wichtig es sei, seine Frau zu schlagen. Um mich herum waren zahlreiche Konvertiten aus dem Westen, aus den USA, aus England. Sie ignorierten mich, schließlich machte ich keinerlei Anstalten, mich für Religion zu interessieren. Damals

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

erholte ich mich von dem ersten Schock, unverhofft im Zentrum des jungen westlichen Islamismus gelandet zu sein, in einer Hafenbar. Ich wurde regelmäßiger Gast dort.

Jetzt bin ich zurückgekehrt, um die konvertierten Schüler kennenzulernen. Dazu muss ich eine Rolle annehmen. Der Vollbart, den ich Wochen vor der Reise habe wachsen lassen, fiel nicht weiter auf in Berlin.

Es ist Anfang September, zehn Uhr morgens, als ich die Schule betrete. Hasan*, der Buchhalter, empfängt mich. Er hat meine EMail bekommen, in der ich schrieb, mehrere Monate lang bleiben zu wollen. Er erinnert sich an mein Gesicht und begrüßt mich mit Namen. »Wie geht es dir?« – »Allah sei gepriesen«, antworte ich, es ist eine Floskel. Hasan bittet mich, einen Sprachtest auszufüllen. »Gut, Level drei«, sagt er und drückt mir mein Lehrbuch für die fortgeschrittene Gruppe in die Hand, ein säkulares Buch der American University of Cairo.

»Eigentlich bin ich hier, um mehr über den Islam zu erfahren«, sage ich. Hasan blickt mich etwas erstaunt an. »Wirklich? Wieso?« Ich erzähle die Geschichte, die ich mir zurechtgelegt habe: Ich sei im vorigen Jahr öfter in Palästina gewesen, bei einem Freund. Der Umgang Israels mit den Palästinensern habe mich mit Wut erfüllt, erzähle ich, ohne lügen zu müssen. Ich hätte viele Leute kennengelernt – und nun beginnen die Lügen –, die im Krieg gegen Israel Brüder oder Schwestern verloren und im Glauben Kraft gefunden hätten. Hasan scheint noch nicht überzeugt, also ersetze ich das Wort Israel in den weiteren Ausführungen durch »die Juden«, wie es an der Schule im letzten Jahr viele zu tun pflegten. Hasan nickt schließlich. »Geh am Samstag zu Hamid. Er ist Engländer und schon seit zwei Jahren hier. Er wird dir viel zu sagen haben.« Mein Arabisch scheint nicht flüssig genug zu sein, als dass er mir zutraut, den Islam auf Arabisch zu verstehen.

Hasan ruft einen Jungen, der mich zu meiner Wohnung führen soll. Ich laufe ihm hinterher, mit meinem Seesack beladen, durch Gassen zwischen Wohntürmen. Meine Wohnung liegt im 15. Stock eines Hauses, fünf Minuten von der Schule entfernt.

Als ich die Tür zur Wohnung öffne, sitzt mein künftiger Mitbewohner auf dem Sofa und schaut fern. »Assallam alaikum«, sagt er, und auf Englisch: »Ich bin Salih.« Der Junge, der mich hergeführt hat, verabschiedet sich. Ich geselle mich zu Salih aufs Sofa. Im Fernsehen ist ein Scheich zu sehen, der Zuschauern, die bei ihm anrufen, Nachhilfe im Vortragen der Koransuren gibt. »Toller Sender«, sagt Salih. Huda TV heißt das Programm. Es wird fast unaufhörlich in meiner neuen Wohnung laufen.

Salih trägt einen dichten Bart. Ich bin erstaunt, als er mir erzählt, er sei erst 21. Er kommt aus Texas. Woher ich komme, will er wissen. Deutschland, sage ich. Das reicht ihm. Ob ich Muslim sei. Nein, sage ich, aber ich sei hier, um mehr über den Islam zu

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

erfahren. Er hakt nicht nach. Angenehm, geht es mir durch den Kopf: Er will mich nicht gleich bekehren. Die Schule hat mich offenbar bei einem ihrer weniger extremen Schüler einquartiert.

Ich schaue mich in meiner neuen Wohnung um, sie ist erstaunlich groß, gelb gestrichen. Es gibt einen Balkon, von dem aus man eine gute Sicht auf das Viertel hat. Lehnt man sich hinaus, kann man das Meer sehen. Das Wohnzimmer ist mit Sesseln und Sofas voll gestellt, an der Wand hängen zwei Zettel: einer mit einem Pfeil, der nach Mekka zeigt. Ein zweiter Zettel listet die Verbote in der Wohnung auf: keine Frauen, keine Zigaretten, kein Alkohol, keine Fremden.

An meinem ersten Abend unternehme ich einen kleinen Spaziergang alleine, Salih zeigt kein Interesse mitzukommen. Im Bett lese ich ein wenig und schlafe früh ein. Unwohl fühle ich mich zu meiner Überraschung nicht. Vielleicht ist das Salih's freundlicher Art zu verdanken.

Am nächsten Morgen beginnt mein Sprachkurs an der Schule: zwei Stockwerke, fünf Klassenräume, zwei Aufenthaltsräume. Meine beiden Mitschüler sind Bilal, ein zwölfjähriger Junge aus der nordkaukasischen Republik Dagestan in Russland, und Abdul Rashid, ein 27-jähriger, sehr schweigsamer Kasache. Mein Lehrer macht einen gemäßigten Eindruck. Er ist vorsichtig: Ich bin in seinen Augen schließlich Christ, auch wenn ich nicht getauft bin. In den Pausen der nächsten Tage wird oft darüber gesprochen, wie schlecht es den Muslimen in Europa geht. Allah werde sich kümmern, sagen die Lehrer dann. Sicher würden bald alle Menschen auf der Erde Muslime. Wie genau das passieren soll, sagen sie nicht. Bilal, der Zwölfjährige, erzählt im Unterricht von seinem Traum: Er will Märtyrer werden, wie sein Onkel. Der Lehrer nimmt es wohlwollend zur Kenntnis.

Nach der Schule bin ich in den nächsten Tagen oft mit Salih in der Wohnung. Er isst gerne, bestellt sich Fast Food, und fast immer fragt er, ob ich auch etwas will. Salih ist Sohn pakistanischer Einwanderer. Sein Vater kam als Apotheker offenbar zu Wohlstand, man wohnte in einer guten Gegend, in einem Einfamilienhaus. In jedem Zimmer stand ein Fernseher, erzählt mir Salih, und dabei klingt der Stolz auf diese Errungenschaften durch. Als Kind war Religion nie ein Thema für ihn, seine Eltern zogen ihn nicht muslimisch auf. Erst vor zwei Jahren hat er begonnen, sich mit dem Islam zu beschäftigen, angeblich, weil er in der Schule die Bibel lesen musste und dort auf Widersprüche stieß.

»Wo kommst du noch mal her?«, fragt Salih schließlich. »Aus Deutschland, nicht?« Als ich nicke, sagt er: »Hitler wird seine Gründe gehabt haben.« Ich schlucke. Bisher war Salih ein freundlicher Junge, mit dem ich Burger und Curry gegessen habe. Nun hetzt er gegen die Juden. Ich wisse ja, dass im Koran stehe, wie über die Juden zu

denken sei. Er ereifert sich. Es klingt ein bisschen wie auswendig gelernt. Ich glaube ihm noch nicht, dass er das ernst meint. Vielleicht will ich es auch nur nicht glauben.

Am Ende der ersten Woche bin ich mit Hamid verabredet, dem Engländer, der mir den Islam erklären soll. Ich klinge an seiner Wohnungstür, er wohnt eine Querstraße weiter. Er öffnet mit einem freundlichen Lächeln. Hamid ist 28 und war Bauingenieur in England, bevor er vor zwei Jahren an die Schule kam. Nun ist er dort der erste Ansprechpartner für Neulinge, die besser Englisch als Arabisch sprechen und darum nicht direkt von den Lehrern in Religion unterrichtet werden. Seine Gesichtszüge sind weich, er hat einen langen Bart, und auf seiner Stirn lässt sich bläulich ein Gebetsmal erkennen, eine Folge des Betens in der Moschee und auch ein Statussymbol unter den Gläubigen. »Du warst in Palästina, habe ich gehört«, sagt er, »wie geht es den Brüdern dort?« Es ist keine Frage. Jeder weiß, dass es den Brüdern dort schlecht geht. Es ist eher ein Test. Also sage ich, was er sicherlich hören will: »Schlecht, sehr schlecht.«

»Wenn du die Juden hasst, dann bist du auf dem richtigen Weg«, beginnt Hamid. »Und mach dir keine Sorgen um die Palästinenser. Der Krieg dort ist ein Zeichen für das Näherrücken des Tages des Jüngsten Gerichts. Der Krieg muss geführt werden. Das ist Allahs Wille.« Ich nicke stumm und denke an die Kriegsoffer, die ich in Palästina gesehen habe. Dann erklärt mir Hamid die fünf Pfeiler des Islams: das Bekenntnis zum Glauben, das fünfmalige Beten am Tag, das Fasten im Ramadan, eine Pilgerfahrt nach Mekka und die Almosen. Rasch kommt er zu den Irrtümern der anderen Religionen: »Wie können die Christen behaupten, ihre Religion sei monotheistisch, wenn sie sagen, Gott habe einen Sohn?«, fragt er, ohne meine Antwort abzuwarten. »Das ist Vielgötterei, deswegen werden sie in die Hölle kommen.«

Er doziert, der Islam müsse sich verteidigen, wenn er angegriffen werde. »Was will der Westen in Afghanistan? Dort muss der Dschihad geführt werden. Die Menschen in Afghanistan wollen nach der Scharia leben. Die Männer und Frauen sind glücklich dort mit dem Islam.« Gerne würde ich einwenden, dass zumindest viele Frauen sicher nicht glücklich sind mit einem Islam, wie ihn die Taliban vertreten. Aber dann wäre meine Rolle nicht mehr glaubwürdig. Nie habe ich an dieser Schule kritische Nachfragen in Glaubensdingen gehört, deshalb stelle auch ich keine.

Der Muezzin ruft zum Gebet, Hamid muss gleich los. »Es gibt da einen amerikanischen Bruder, Umar.« Den solle ich kennenlernen. Ich frage ihn, ob er mir seine Nummer geben könne. »Ich werde ihm deine geben.«

»Was denkst du nun?«, fragt Hamid mich noch, nachdem er mir zwei Stunden lang erläutert hat, dass jeder Weg am Islam vorbei in die Hölle führe. Ich sage ihm, dass das alles logisch klinge. »Warum konvertierst du dann nicht gleich? Wenn du ein Auto kaufst, kennst du ja auch nicht alle Details vorher, sondern lernst sie langsam beim

Fahren kennen.« Ich antworte ihm, dass ich zuvor gerne noch mehr lernen möchte. Er reagiert enttäuscht. »Bitte Salih, dich zum Gebet mitzunehmen. Allah wird dich leiten, das ist der einzige Weg, Bruder.« Er muss jetzt wirklich los.

Es ist halb fünf morgens, tiefe Nacht noch, als am nächsten Tag mein Wecker klingelt. Salih braucht keinen Wecker mehr, sein Gehör reagiert bereits auf den Muezzin. Verschlafen laufe ich ihm hinterher in den Fahrstuhl, in dem immer und immer wieder die erste Sure aus einem Lautsprecher klingt. »Du gewöhnst dich noch an das Aufstehen«, sagt Salih. »Es ist toll, wie sehr man seinen Tagesablauf nach den Gebeten richten kann. Alles ist strukturiert.«

Draußen steht der Mond voll am Himmel, der Wind, der aus dem Nildelta weht, trägt den Geruch von verbranntem Reisstroh heran. Vor der Sharqawi-Moschee steht eine Gruppe junger Männer, auf die Salih zusteuert. Man begrüßt sich auf Englisch, es scheinen europäische und amerikanische Konvertiten zu sein. Salih stellt mich vor. Neben Hamid, meinem englischen Islamlehrer, stehen ein Franzose und ein Amerikaner. »Bei mir im Haus wohnen übrigens noch deutsche Konvertiten«, erzählt mir Hamid. Er scheint mir zu vertrauen. Ich bitte ihn, ihnen meine Nummer zu geben, weil sie mir sicher helfen könnten auf meinem Weg. »So Allah will«, sagt Hamid. In der Ferne kräht ein Hahn. »Er kräht, um die Anwesenheit von Engeln kundzutun«, erklärt mir Salih, bevor er mit den anderen in die Moschee geht. Sie stellen sich in die erste Reihe, ich setze mich an der Rückwand des Gebetsraumes auf einen Stuhl. Nach dem Gebet fragt mich Salih: »Wollen wir heute Abend essen gehen?« Wir verabreden uns für gleich nach dem Unterricht. Ich habe den Eindruck, dass Salih gerne Zeit mit mir verbringt. Ich bin acht Jahre älter als er, aber er darf sich in der Rolle des großen Bruders fühlen, der mir, dem Kleinen, etwas über seine Religion beibringt.

Salih holt mich ab. Wir machen uns auf den Weg zu einem thailändischen Restaurant, von dessen Currys er mir schon vor Tagen vorgeschwärmt hat. Essen ist der letzte Genuss aus seinem alten Leben, den er sich auch weiterhin guten Gewissens gönnt. Er habe, seit er hier sei, schon einige Kilo zugenommen, hat er mir erzählt. Auf dem Weg zum Restaurant begegnet uns ein Esel, der einen Holzkarren zieht und dabei laut schreit. »Der Esel sieht Dämonen«, erklärt mir Salih die Schreie. Wir kommen an einem Café vorbei, in dem Männer in Galabia rauchen und Domino spielen. »Wie können sie rauchen, wo das doch verboten ist!« Er versteht die Ägypter nicht so recht. Er ist aus den USA hierhergekommen, in der Hoffnung, er werde unter frommen Menschen sein, aber die meisten Ägypter enttäuschen ihn.

Salih trägt in seiner Tasche ein kleines Büchlein mit dem Titel Fortress of the Muslim, in dem Bittgebete zu allen erdenklichen Gelegenheiten aufgeführt sind, auch ein Gebet vor dem Beischlaf mit der Ehefrau ist darunter. Im Buch wird ein Belohnungssystem aufgestellt: Von einem Gebet etwa wird versprochen, dass, wer es

spricht, im Falle eines Todes im Schlaf unmittelbar ins Paradies kommt. »Welche Religion kann einem das schon bieten?«, sagt Salih.

Das Restaurant liegt an der Corniche, der Küstenstraße, wo aus vielen Cafés amerikanischer Hip-Hop zu hören ist. Früher war das Salih's Lieblingsmusik, heute ist sie verboten für ihn. Ich frage ihn, ob er noch Bücher liest, außer religiöser Literatur. Er antwortet, alle Fiktion sei verboten, das hätten ihm die Lehrer eingeschärft. Er hält sich aber nicht ganz daran. Manchmal schaut er noch Spielfilme. Vor Kurzem hat er Repo Men gesehen, einen amerikanischen Actionfilm mit Jude Law, heruntergeladen aus dem Internet. »Filme sind, seit ich denken kann, Teil meines Lebens. Aber das schaffe ich auch noch.« Rasch beschäftigt er sich mit der Speisekarte.

Wir bestellen grünes Curry. Weil ich Linkshänder bin, nehme ich wie immer die Gabel in die linke Hand. Salih greift über den Tisch und hält meinen Arm fest. »Nur der Satan isst mit links«, sagt er ernst. Ich esse also, etwas unbeholfen, mit rechts weiter, und Salih erzählt mir von seinem Leben in Amerika. Er war auf der Pre-Med-School, um sich auf das Medizinstudium vorzubereiten. Aber seine Noten waren so schlecht, dass er nur in der Karibik hätte studieren können, an einer Universität mit mäßigem Ruf. Und so folgte er dem Rat eines Gemeindegliedes in Houston und ging, statt zu studieren, zuerst auf diese Schule. Die Medizin könne warten. Seine Eltern waren zwar einverstanden, aber zum Abschied sagte sein Vater zu ihm: »Pass auf, dass du nicht zu religiös wirst.« Dafür ist es schon zu spät, denke ich.

Der Kontakt mit seinen Eltern ist spärlich geworden. In all der Zeit habe ich ihn nur zweimal mit zu Hause telefonieren hören, auch Mails sah ich ihn selten schreiben. Mutter und Vater kamen in seinen Erzählungen nur vor, wenn ich danach fragte.

Ob er gewusst habe, wie radikal die Lehrer der Schule dächten? Er beantwortet die Frage nicht direkt. Er überlegt eine Weile. »Nun, die Lehrer hier sind schon religiöser als die Leute in meiner Moschee in den Staaten. Aber sie haben ja recht. Es steht ja alles so im Koran, was sie sagen.« Später erzählt er mir von seiner Gemeinde in Amerika, offenbar recht liberale Leute. Es gab dort Tage der offenen Tür, es gab keine Indoktrination. Er wurde anscheinend hierher geschickt, ohne dass er vom wahren Charakter der Schule wusste. Und davon, welche Wege manche, die vor ihm hier gewesen waren, nahmen.

Ich frage Salih nach Daniel Schneider, dem deutschen Terroristen. Ob er wisse, dass er an dieser Schule war. Ja, sagt er, ein Lehrer habe es erzählt. »Der Lehrer meinte, man sei nicht verantwortlich für das, was die Schüler in ihrer Freizeit machen.« Was er selbst von den Plänen der Gruppe halte? »Weiß auch nicht.«

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Ich frage Salih nach seiner Meinung zum Dschihad. »Der Islam ist eine sich selbst versorgende Religion. Die Gefolgsleute des Propheten aßen eine Dattel am Tag und lutschten den Rest des Tages den Kern, in den Allah die Nährstoffe gab. Das genügte. Wie können sich die arabischen Staaten so vom Westen abhängig machen? Es kann keinen Frieden geben, solange es diese Abhängigkeit gibt.« Ob er denkt, dass Selbstmordattentate erlaubt sind? Selbstmord ist im Islam eigentlich streng verboten. »Ich weiß es nicht genau. Wenn die Umstände es gebieten, wird Allah es verstehen und dich als Märtyrer behandeln.« Er empfiehlt mir, darüber mit Umar zu sprechen, von dem mir bereits Hamid erzählt hat. Er besuche in ein paar Tagen einen Scheich, sagt Salih, Umar sei sicher auch da.

Nach dem Essen spazieren wir am Strand entlang. Pärchen sitzen im Schutz der Dunkelheit eng zusammen, kuscheln und halten Händchen. Salih ist entsetzt. All das sei verboten. Ich muss schmunzeln, denn noch vor ein paar Tagen hat er mir, als ich ihn darauf ansprach, erzählt, er habe einmal eine Freundin gehabt, eine Asiatin. Asiatinnen seien so wunderbar gelenkig. Kurz überlege ich, ob ich ihn daran erinnern soll, verwerfe den Gedanken aber wieder, so sehr ereifert er sich.

Ein paar Tage später bittet Salih mich, ihn zu dem Scheich zu begleiten. Er erwartet uns im ersten Stock des Islamic Invitation Center, vor ihm sitzen seine Schüler – soweit ich das einschätzen kann, fast alle Konvertiten aus dem Westen. Ich habe eine Koranvorlesung erwartet, aber dem Scheich scheint es um mich persönlich zu gehen. Zwanzig Minuten lang erläutert er – und blickt dabei ständig zu mir –, warum jeder Nichtmuslim in die Hölle komme. Das kenne ich von Hamid.

Am Ende fragt mich der Scheich, was ich von alledem halte. Nun ist mir klar, was der Zweck dieses Treffen ist: Ich soll konvertieren. Ich fühle mich überrumpelt. Hamid und Salih haben mich in den letzten Tagen immer wieder gedrängt: wann ich endlich so weit sei. Ich habe stets geantwortet, dass ich den Islam noch besser kennenlernen möchte. Ich hatte gehofft, dass ich damit durchkomme.

Ich antworte dem Scheich, was ich auch Hamid geantwortet habe: »Das klingt alles schlüssig.« – »Gut, dann sprich mir nach...« Er hebt an, die Schahada, das islamische Glaubensbekenntnis, zu sprechen.

Mein Magen zieht sich zusammen. Ich spüre, wie sämtliche Blicke auf mich gerichtet sind. Von Hamid weiß ich, dass eine Konversion nur gilt, wenn man von ganzem Herzen glaubt. Trotzdem will ich nicht nachsprechen. Aber wenn ich es jetzt nicht tue, wird meine Recherche an dieser Stelle beendet sein. Ich spreche also nach, obwohl ich mich schlecht dabei fühle.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Sofort danach stürmen alle auf mich zu und umarmen mich. In ihren Augen bin ich nun Muslim. In meinen bin ich es nicht.

Ich fühle mich übergangen. Ich hatte nie vorgehabt, so weit zu gehen. Salih aber ist überglücklich. Er hüpfte aufgedreht um mich herum. Er sei so glücklich für mich, wiederholt er ständig.

Salih führt mich zu einem älteren Mann mit grauem Bart. »Das ist Umar.« Auch er beglückwünscht mich. Er schreibt sich meine Nummer auf und verspricht, sich zu melden. Auf der Rückfahrt nach Hause sagt Salih, dass er mir heute noch das rituelle Waschen beibringen will und das richtige Beten. Ich sage, dass ich noch etwas anderes vorhabe. »Von nun an hast du für nichts mehr Zeit außer für Gott.«

Am Abend warte ich, bis Salih zu Bett gegangen ist, dann schleiche ich mich raus, nehme ein Taxi und fahre ans andere Ende der Stadt, zu der Bar, die ich noch vom letzten Jahr kenne. Ich brauche ein Bier, besser mehrere. Die erste Zigarette seit Wochen schmeckt hervorragend. Ich rede mit Ali, dem Barkeeper. Er ist vielleicht 70 Jahre alt, ich kenne ihn noch vom Vorjahr. Er kommt von sich aus auf die fundamentalistischen Muslime in Ägypten zu sprechen. »Das sind die Leute, die das Bild dieser Religion zerstören. Was mich am meisten ärgert, ist, dass die Eiferer so laut sind und der Rest der Welt denken muss, sie bilden die Mehrheit. Dabei sind sie nur ein winziger Teil.« Ich stimme ihm zu, ohne ihm zu erzählen, was ich in den letzten Wochen erlebt habe. Am Ende sind es fünf Bier, ich lasse mich nach Hause fahren, lutsche Eukalyptusbonbons gegen meine Fahne und schleiche mich in mein Zimmer. Es sind noch drei Stunden bis zum Morgengebet, und ich bin mir sicher, ich werde einen Kater haben.

Von nun an bin ich in der Schule ein geachteter Mann. Silah erzählt überall herum, dass ich konvertiert sei. Die Lehrer lächeln mich fortan jeden Morgen strahlend an.

In den folgenden Tagen suche ich nach den Deutschen. Zu jedem Gebet gehe ich in eine andere Moschee. Nach sechs Tagen höre ich vor der Sharqawi-Moschee deutsche Stimmen. Die Gruppe steht unter dem orangefarbenen Licht der Laternen. Ich spreche sie an. »Ihr seid sicher die Deutschen, ich habe schon viel von euch gehört.« Sie haben auch schon von mir gehört über Hamid. Ein Junge stellt sich als Abdul Aziz vor, sein blonder Bart will noch nicht recht sprießen. Sein Gesicht ist blass und noch sehr kindlich. Er trägt eine weiße Galabia und Outdoor-Sandalen, wie sie Deutsche im Ausland mögen, wenn es heiß ist. Wir unterhalten uns über das Wetter, über Ägypten. Dann frage ich, ob sie nicht einen guten Scheich wüssten, der Koranunterricht gibt. »Komm einfach mit, wenn wir das nächste Mal hingehen. Ich rufe dich an, Bruder.«

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Was Abdul Aziz dann auch macht. Und so gehe ich mit ihnen zu ihrem Scheich, in dessen Wohnung sie im Grunde nichts weiter machen, als den Koran auswendig zu lernen – auf Arabisch, ohne Arabisch zu verstehen. Sie wirken dem Scheich gegenüber so ergeben, dass ich fürchte, sie würden alles tun, was er befiehlt. Nach und nach erfahre ich ein wenig von Abdul Aziz: Er kommt wie die anderen beiden aus der Nähe von Bonn, genauer sagt er es nicht. Er ist 20 Jahre alt und hat gerade erst die Hauptschule abgeschlossen. Muslim ist er seit zehn Monaten, er ist sehr stolz darauf, Teil von etwas Größerem zu sein. Sein Freund Rami verehrt Pierre Vogel, den deutschen Konvertiten, der im Internet davor warnt, dass Deutschland versuche, »uns«, also die Muslime, »plattzumachen«. Rami weiß nicht viel über die deutsche Politik, aber er glaubt: »Die Merkel hat Angst, weil wir stärker werden.«

Als ich Abdul Aziz und Rami nach der Sauerland-Gruppe und Daniel Schneider frage, werden sie sehr wortkarg. Sie wollen auch nicht sagen, was sie nach ihrem Aufenthalt in Alexandria vorhaben. Vielleicht wissen sie es selber noch nicht.

Salih, mein Mitbewohner, hat hingegen feste Pläne für seine Zukunft, wie er mir nun gesteht, da er keinerlei Misstrauen mehr gegen mich hegt. »Ich werde nicht mehr in die Staaten zurückkehren.« Zum ersten Mal ist er ins Ausland gereist, und nun will er seine Heimat gleich für immer verlassen. Ich bin geschockt, nicke aber nur verständnisvoll. »Ich werde mich in Mekka und in Medina bewerben, um dort den Islam weiter zu studieren.« In seinen Worten liegt kein Zweifel. Er schaut mich an, als erwarte er, dass ich mich freue. Ich tue ihm den Gefallen und versuche ein Lachen. In Wahrheit mache ich mir Sorgen um meinen Mitbewohner Salih, der mir im Grunde seines Herzens ein guter Junge zu sein scheint, ein wenig einfältig vielleicht, aber höflich, wo immer er auftritt. Jetzt geht er nach Mekka. Was wird dort aus ihm werden? Saudi-Arabien ist jedenfalls nicht bekannt dafür, den Islam besonders liberal auszulegen.

Salih ist am Scheideweg. Diejenigen, die ihn jetzt mit offenen Armen empfangen, haben nichts Gutes mit ihm vor, da bin ich mir inzwischen sicher. Wenn sich Salih ereifert über »die Juden«, dann klingt es immer noch, als ahme er nur jemanden nach. Aber bald wird er all das vielleicht wirklich glauben. Und vielleicht wird er dann nicht mehr zögern, wenn er gefragt wird, ob Selbstmordattentate legitim sind.

An einem der nächsten Abende treffe ich endlich Umar wieder, den Alten, den mir Salih und Hamid empfohlen haben. Seine Lebensgeschichte klingt fast zu unglaublich, um wahr zu sein: Er erzählt mir, er sei IT-Spezialist gewesen und nach dem 11. September 2001 natürlich voller Hass auf die Araber. Er habe eine Islam-Konferenz in Washington besucht, um zu erfahren, »wer diese Verrückten sind«. Aber statt das herauszufinden, habe er diese Religion für sich entdeckt. Er konvertierte, kündigte den Job, vor zwei Jahren verließ er sein Land, weil er es nicht mehr ausgehalten habe, unter Ungläubigen zu leben.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Später sagt Umar zu mir: »Afghanistan, Pakistan oder Jemen, das sind die Länder, Bruder, in die wir gehen müssen. Man muss Eier haben, um dort zu kämpfen.« Er kenne einen Gelehrten aus Mauretanien, der in Afghanistan für al-Qaida kämpfe, der habe tolle Ansichten. Seinen Namen will er mir nicht nennen. Er schaut sich immer wieder um. Man müsse sehr vorsichtig sein, mit wem man über dieses Thema rede.

An einem der nächsten Abende fragt mich Salih, ob ich in den Schulferien, die Mitte November beginnen, schon etwas vorhabe. Erwartungsfroh schaut er mich an. Nein, antworte ich. »Wenn du Lust hast, können wir zusammen nach Pakistan fliegen«, sagt er und achtet genau auf meine Reaktion. Gerne, antwortete ich, wohl wissend, dass ich zu diesem Zeitpunkt wieder in Deutschland sein werde. »Ich habe dort noch Familie, und die kennt ein paar sehr weise Scheichs, von denen auch du viel lernen kannst.« Eindeutiger wird er nicht. Ich täusche Freude vor, und er lächelt zufrieden.

Am nächsten Tag bietet mir Mahmud, ein Freund von Salih, an, mit mir eine Galabia zu kaufen. Ich solle mich endlich richtig kleiden. Wir fahren im Auto in Richtung Altstadt, parken an der Corniche, in beängstigender Nähe zu meiner alten Stammbar. Ich gehe neben Mahmud, als wir geradewegs auf die Bar zusteuern. Ich werde nervös. Was, wenn mich der Wirt sieht? Bilde ich mir nur ein, dass Mahmud auf meine Reaktion achtet? Ist das hier ein Test? Ist mir vor zwei Wochen doch jemand hierher gefolgt, oder hat mich jemand zufällig aus dem Haus gehen sehen?

Wir gehen an der Bar vorbei, der Wirt ist nicht da. Wir kaufen zwei Galabias für mich. Als ich im Auto sitze, zittern mir die Knie. Es wird Zeit, dass ich von hier verschwinde.

Am nächsten Tag sage ich, mein Großvater sei krank geworden und ich müsse eilig nach Deutschland zurück. Salih zweifelt nicht an meiner Lüge. Er wünscht dem Großvater gute Besserung, Allah werde ihm beistehen. »Bis bald.« Er verabschiedet mich mit einem Handschlag.

*alle Namen geändert

Peters Traum

Zweimal die Woche Meldepflicht bei der Polizei, laufende Ermittlungen wegen Mitgliedschaft in einer terroristischen Vereinigung, Überwachung durch den Verfassungsschutz: Wie lebt es sich als Dschihadist in Deutschland?

Jonathan Stock, FAS, 03.07.2011

In ihm gärt es, er ist ein labiles Gemüt: Das sagen Verfassungsschützer, die ihn seit sechs Jahren beobachten. "Gilt als gewalttätig und Betäubungsmittelkonsument", steht in einer Akte des Bundeskriminalamtes. Er hat Schutzgeld eingetrieben, geklaut, geschlagen: Das sagt er selbst. Viermal war er zur erkennungsdienstlichen Behandlung beim LKA Hamburg, dort wird er als "Gefährder" geführt.

Er sagt, in die Hölle zu kommen sei leicht. Man müsse nur seinen Begierden folgen. In den Himmel zu kommen ist schwer. Dafür muss man den Spott ertragen, das Unverständnis, die Versuchung und die Strafen.

Seinen Namen und sein Gesicht will er nicht in der Zeitung sehen. Er hat als Alias "Mr. X" vorgeschlagen, aber sein Vorname klingt so deutsch wie "Peter". Also Peter.

Einer, der Peters Gespräche abhören kann, sagt, solche Leute seien halbgescheiterte Hanswürste, die unendlich viel Blödsinn reden. Irrationaler Kinderkram, meint er, verblasen, anmaßend, zu dusselig, sich `ne Scheibe Brot abzuschneiden. Aber: "Man hat irgendwann mal den Eindruck, man versteht diesen Typ - so ein rigides, geschlossenes, sehr kleinkariertes Weltbild."

Peter sagt, die schlechten Träume schickt der Teufel, der Schaitan. Erzählen darf man sie nicht, es ist besser über die linke Schulter zu spucken und Zuflucht zu suchen bei Gott. Aber gute Träume, die schickt Allah. "Rein statistisch gesehen ist es so", sagt ein Verfassungsschützer, "Hamburg hat 130 000 Muslime, davon sind nur 2000 Islamisten, weniger als 2 Prozent also. Von diesen 2000 sind wieder nur 200 gewaltbereit. Und 40 gibt es, die ordnen wir als Dschihadisten ein. Die sind unsere Priorität." Es sind Menschen, die den Dschihad unterstützen, den bewaffneten heiligen Krieg. Peter ist einer von ihnen.

Seinem Ziel am nächsten fühlte er sich in einer Zelle in Peschawar, wo die Sonne nicht schien und er die Vögel nur hören konnte. Es war zwischen Morgengrauen und Sonnenaufgang, die Stunde von Fajr, dem Frühgebet, die beste Zeit für Träume. Er lag

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

auf dem Boden eines pakistanischen Gefängnisses, aber im Schlaf fuhr er BMW, 6er-Coupé, tiefergelegt, mit schwarzen Felgen, erzählt er später. Er fährt die Straße entlang, schnell und cool, bis der Asphalt sich wandelt zu stählernen Gleisen. Das Auto rattert, Masten und Stromkästen wachsen aus dem Boden wie Hindernisse in einem Computerspiel. Er reißt das Steuerrad herum, umkurvt alles, die Schiene wird zur Rampe, er rast sie hoch, die Reifen haben keinen Halt mehr. Er fliegt, immer weiter, dem Himmel entgegen. Dann wacht er auf.

"Jeder muss seine Träume selber deuten", meint Peter. Den Traum mit dem BMW deutet er so: Das Fliegen, dieses Licht, das ihn ausfüllte, ein Gefühl stärker als jeder Orgasmus, das muss der Tod als Märtyrer sein. Das Fahren um Hindernisse aber, dieses mühsame Hin und Her: Das ist das Leben.

Zwei Monate war er im Gefängnis. Er hatte viele Träume in seiner Zelle, aber dieser war ihm immer der liebste, der größte Traum seines Lebens, auch jetzt noch, zwei Jahre später in einem kleinen Reihnhaus in Hamburg-Wandsbek mit Stiefmütterchen im Garten und einem gelben Duftbaum im Flur.

Wer Peter heutzutage trifft, der muss sich an der Haustür etwas Zeit lassen, damit Peter seine Zweitfrau ins Schlafzimmer bringen kann. Er hat Margeriten gekauft, weil sie Bauchschmerzen hat. Und dann hat er für seine erste Frau auch Margeriten gekauft. Das befiehlt sein Gesetz, die Scharia: Alle Ehefrauen müssen gleich behandelt werden.

Seine Mutter hat gekocht, sie tischt Borschtsch auf, was Peter sehr liebt. Er nimmt auf dem Sofa Platz, ein ruhiger, 30 Jahre alter Mann mit wachen, grün-grauen Augen und einer kleinen Tochter.

Meldepflicht bei der Polizei: zweimal die Woche, mittwochs und samstags.

Pass eingezogen laut Passgesetz, Paragraph 7 Absatz 1, da Peter "die innere oder äußere Sicherheit oder sonstige erhebliche Belange der Bundesrepublik Deutschland" gefährden könne.

Wanzen, die er vermutet: vier (Telefon, Wohnung, Moschee und Auto). "Aber nur Allah sieht alles", sagt er.

Narben: 1. Eine Stichwunde am linken Oberschenkel. 2. Eine Brandwunde am linken Arm. 3. Etwa 100 Rasierklingenschnitte am Bauch. 4. Eine Schnittwunde am linken Daumen.

Sie erzählen sein Leben.

Die älteste Narbe trägt er am Oberschenkel, die Stichwunde eines Messerkampfes. "Wenn du ein Mann bist, dann kämpfst du", hatte der Russe zu ihm gesagt, also kämpfte er. Das war noch in der Zeit der Unwissenheit, der Dschhiliyya, bevor er Muslim wurde, als er weder den einzigen Gott kannte noch den Propheten oder das Gesetz.

Schutzgeld trieben sie für die Russenmafia ein, 15 000 Kilometer fuhr er im Monat durch Deutschland. Mehrmals saß er im Knast wegen Raubes. Er weiß nicht mehr genau, wie lange. Insgesamt zwei bis drei Jahre, schätzt er. Für den Schutzgeldjob ist er nie angeklagt worden. Sie hätten, sagt er, immer sehr sauber gearbeitet.

Reeperbahn, Frauen, Klamotten, Uhren, Autos, Alkohol, Kiffen, Kokain. "Das war mein Leben, verstehst du? Nur Spaß. Niemals habe ich mir etwas sagen lassen." Gefeierte hätten sie, wie in einer Familie, das Geld geteilt, sich Brüder genannt.

Manche kommen mit so einem Leben ganz gut klar. Andere nehmen Drogen, wenn sie ins Grübeln kommen. Peter schien trotz der Drogen etwas zu fehlen, auch wenn er lange nicht sagen konnte, was.

Bei einer Tour fragte er seinen Kumpel Hermann: "Gibt es eigentlich etwas, wofür du sterben würdest?" Es muss doch etwas geben, überlegte Peter, für das man alles geben würde, sogar sein eigenes Leben. Etwas, was man seinen Kindern beibringen könnte. Denn so, wie er gerade lebte: Das mochte er seinen Kindern nicht wünschen. "Also ist das falsch, oder?"

Was Hermann antwortete, weiß Peter nicht mehr genau, aber viel später kam er noch einmal zu ihm, da war Peter schon Muslim. "Dein Dach ist weg. Du bist im Knast verrückt geworden", meinte er nur. Es war ihr letztes Gespräch.

Die zweitälteste Narbe trägt Peter am linken Arm. Da schlängeln sich die Reste eines Tribal-Tatoos in großen, blauen Rauten die Schulter empor. "Es ist haram", sagt Peter, verboten. Tatoos sind Veränderungen des Körpers, den Allah erschaffen hat. Der Schaitan verführt Menschen, die Schöpfung zu ändern. "Also habe ich es mir herausgebrannt", sagt Peter.

Er hat seine Vergangenheit herausgebrannt mit einer Chemikalie, die er Marganzowka nennt, einer Lösung aus Kaliumpermanganat mit Glycerin. Sieben

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Minuten lang hat sie sich durch seine Haut gefressen. Eine große, rote Brandkruste blieb übrig.

Haram: verboten. Halal: erlaubt. Peter lernt den Unterschied bei seinem letzten Gefängnisaufenthalt in Deutschland. Er sitzt, weil er gegen die Bewährungsaufgabe verstoßen hat. Er will keine Drogen mehr nehmen. Er ist 25, er liest das Tao, die Bibel, den Koran.

Die Bibel gefällt ihm, er trägt ein Kreuz um den Hals, aber eines versteht er nicht. "Wenn meine rechte Wange geschlagen wird, warum soll ich dann die linke hinhalten? Was ist das für eine Religion?" Er redet mit dem Pastor, der will ihn vor seinen Mitgefangenen taufen, Peter will lieber nicht. Dann sieht er eine Reportage über den Islam im Fernsehen. "Vielleicht sollte ich Muslim werden", sagt er sich.

Und dann weiß er nicht, was er machen soll. Er betet einfach. "Gott, Allah, gib mir, was du willst, gib mir das, was das Beste ist. Ich weiß nicht, was richtig ist." Ein Mithäftling ist Muslim, er erklärt ihm den Koran, es ist dunkel, er liest den Thronvers. Manche Muslime weinen, wenn der Iman ihn rezitiert. "Es füllt sein Thron / Die Weite Himmels und der Erde, / Und ihn beschwert nicht die Behütung beider, / Er ist der Hohe, Große." Und in diesem Moment, sagt Peter, bekommt er eine Gänsehaut, sein ganzer Rücken kribbelt. Er meint, es war ein Malaika, ein Engel, der ihn umarmt, ihn umhüllt wie eine Decke. Da wusste er: Das ist es. Er fastet, fängt an zu laufen, er geht im Winter mit kurzen Hosen raus und reibt sich mit Schnee ab, schwimmt, macht Sport. "Ich habe damals schon angefangen zu trainieren, ohne zu wissen, dass das richtig ist." Trainieren für den Dschihad. Denn das, was er mache, sagt Peter, mache er immer zu hundert Prozent, und Dschihad sei auf jeden Fall hundert Prozent.

Als er aus dem Gefängnis kommt, 2005, beobachtet ihn bald der Verfassungsschutz. Sie wissen von seiner Konvertierung. Es sei nicht ungewöhnlich, dass einer so versuche, von den Drogen wegzukommen. Seine Glaubensbrüder aber sagen nicht, dass er konvertiert sei. Sie sagen, dass Peter zu Allah zurückgekehrt sei. Alle sind von Geburt an Muslime. Es wisse nur nicht jeder.

Hundert Prozent, das ist für Peter auch die Al-Quds-Moschee, die Moschee, in der auch die Attentäter des 11. September beteten. Weltbekannt unter Islamisten, ein historischer Ort für Sympathisanten. Viele ihrer Mitglieder sahen sie als einzig wahre Moschee Hamburgs. Dort lernt er 2008 Rami Makanesi kennen, der im Mai 2011 wegen Mitgliedschaft in einer terroristischen Vereinigung verurteilt wurde. Damals wollten er und andere in ein Ausbildungslager nach Wasiristan, das Grenzgebiet zwischen Afghanistan und Pakistan.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Wenn man Peter nach Gründen dafür fragt, dann erzählt er von Videos und Berichten aus Tschetschenien und Afghanistan, von den Untaten der Ungläubigen: Frauen die Brüste abschneiden. Das Kind im Leib der Mutter töten. Soldaten, die in langen Schlangen vor der Vergewaltigung anstehen, und Offiziere, die darauf achten, dass jeder drankommt. Und dass Frauen die Zähne ausgeschlagen werden, damit sie Männer besser oral befriedigen können.

"Wir können doch nicht nur Tee trinken und warten", sagt er, "wir müssen etwas machen." Der Dschihad ist für ihn ein Befreiungskampf gegen die Besatzer, sein Kampf ein Kampf für seine Glaubensbrüder. Nach Erkenntnissen des Verfassungsschutzes war der Entschluss und die Planung eine Sache von wenigen Wochen. Seiner Frau und seiner Mutter sagte Peter nicht Bescheid. "Sie weiß, dass ich oft weg bin", meint er.

Am 11. März 2009 um halb neun morgens hatte er am Flughafen von Wien-Schwechat für den Flug QR-94 sein Gepäck eingecheckt, als die österreichische Polizei ihn fragte, wohin er denn wolle. - Nach Pakistan, Teppiche kaufen. Und zu einer Hochzeit. - Sie müssen ihn weiterfliegen lassen. Die pakistanische Polizei hat weniger Bedenken, stülpt ihm einen Sack über den Kopf und sperrt ihn ein. Über seine Mithäftlinge in Pakistan, langbärtige Krieger aus den Bergen, sagt er: "Das waren die besten Männer." In Deutschland hat er im Knast nur Verbrecher getroffen. Zwei Monate später wird er nach Deutschland abgeschoben.

Die dritte Narbe hat er am Bauch über der Leber, 2010. Er hat sich selbst geschröpft. Hijama heißt die arabische Heilmethode, die schon der Prophet angewandt haben soll. Er ritzt sich seine Haut mit einer Rasierklinge viele Dutzend Male ein. Dann dreht er Papier zu kleinen Rollen, zündet die an und wirft sie in ein großes Glas. Das drückt er auf die Haut. Der Unterdruck im Glas zieht das Blut heraus. Das schlechte Blut, meint er. Rauch, Asche und Blut bilden ein trübes, schwarzes Gemisch.

Peter schneidet sich die Haut auf, weil er so leben will wie Mohammed. Deshalb isst er auch seinen Teller leer, denn das ist Sunna, so hat es auch der Prophet gemacht. Er benutzt keine Zahnbürste, denn in Zahnpasta ist Rattengift der Ungläubigen. Er benutzt Salz oder den Miswak, ein Wurzelstück des Zahnbürstenbaumes, wie der Prophet. Er schläft auf dem Fußboden, wie der Prophet.

Wer auf seinem Blümchensofa Platz nimmt, bekommt die Welt erklärt: Die Aldi-Brüder seien Juden, und die Besitzer von Lidl und Netto und Burger King. Auch Arnold Schwarzenegger. Hollywood-Schauspieler, Ex-Gouverneur, Ehemann einer Kennedytochter: Wie könne der kein Jude sein? Der Vater von Präsident Obama sei Jude. Angela Merkel? "Mich würde es nicht wundern."

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Die Schaitane, die kleinen Brüder des Teufels, leben im Schmutz unter den Fingernägeln, deshalb muss man sie kurz schneiden. Wenn man gähnt, muss man die Hand vor den Mund halten, sonst kommt der Teufel hinein. Er ist geschickt, benutzt alles als Tor in den Körper. Die Teufel versuchen auch, in den Himmel zu kommen, um die Gespräche der Engel zu belauschen. Deshalb werfen die Engel mit Steinen nach ihnen, das sind die Sternschnuppen. Der Kampf gegen die Teufel ist anstrengend, aber wer ihn erfolgreich führt, dem wird das Größte geschenkt: das Paradies.

Am letzten Tag der Al-Quds-Moschee, im August 2010, bevor der Hamburger Innensenator sie schließen ließ, erzählt Peter bei einem Glas Tee vom Paradies. Er sieht müde aus, er hat wieder Blut geschröpft, diesmal am Kopf. Manchmal streift sein Blick einen Glaubensbruder, der Geschirr abwäscht, am nächsten Tag hält der den Polizisten, die das Schloss der Moschee aufbohren lassen, den Mittelfinger entgegen.

Eigentlich weiß man ja, dass das Paradies eine große Sache für Dschihadisten ist, aber wenn man Peter reden hört, denkt man, es vorher wohl doch nicht gewusst zu haben. Peter spricht ernsthaft und sehr konkret darüber. Für ihn ist das Paradies keine Ahnung in den Wolken, sondern Wirklichkeit. Wein gibt es dort, der bei jedem Schluck besser schmeckt, und Frauen, so schön, dass man danach die schönste Frau dieser Welt zum Kotzen findet. Siebzig Jahre würde man allein bei der ersten Umarmung verbringen. Sein Glaubensbruder ruft: "Alles, was hier verboten ist, gibt es da. Da gibt es Parties, ich will dahin mit Lichtgeschwindigkeit."

600 Meter südwestlich wirbt ein Pornoladen mit Spielcasino mit der Aufschrift: "Hier spielt das Leben". Nebenan glänzt die Alster in der schönsten Abendsonne, Jugendliche grillen eine Wiese weiter und lassen bei einem Bier die Beine ins Wasser baumeln. Peter könnte hingehen, den Rausch sofort haben. Aber das will er nicht.

Warum nicht?

Im Mai 2011 fährt Peter mit einem Volkswagen an einem Park in Wandsbek entlang. Er hat es satt, den Verfassungsschutz, den fehlenden Pass, die Wanze in seinem Wagen, die Meldepflicht zweimal die Woche, das Gefühl, verfolgt zu werden. Dann sagt er: "Was ist das alles hier?"

Hier, das ist eine Wiese im Frühlingslicht, das Bellen eines Hundes, Lindenduft und eine Frau mit blondem Haar.

Für Peter ist es das nicht. "Guck mal", sagt er, "Was ist das für ein Leben? Die Frau geht mit dem Hund spazieren und dann muss sie zur Arbeit, sie freut sich auf Weihnachten, und dann ist Weihnachten vorbei. Stell dir vor, man lebt 10 000 Jahre,

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

aber diese 10 000 Jahre werden trotzdem vergehen." Das Paradies jedoch nehme kein Ende.

Das erklärt vielleicht manche Missverständnisse, wie der Abend, als Peter zum V-Mann gemacht werden sollte. Er war zurück aus Pakistan, 2009, zwei Monate hatte der Gefängnisaufenthalt gedauert. Vorwerfen konnte man ihm nicht wirklich etwas, er behauptete ja, dass er zu einer Hochzeit und mit Teppichen handeln wollte.

Ein paar Wochen später klingelte es an der Tür und ein kleiner Mann stand davor, Mitte 30, vermutet Peter. Ob der Mann vom LKA kommt oder vom Verfassungsschutz, kann Peter später nicht sagen. Das LKA will sich dazu nicht äußern, ein Verfassungsschützer sagt, er schließe "bei diesen Leuten" gar nichts aus.

Der Mann fragt höflich, ob er hereinkommen könne, es gebe da ein Angebot. Als sie in Peters Zimmer sitzen, erzählt er von einem Haus und Geld und einem neuen Reisepass. "Aber", sagt der Mann, "es ist ein Geben und Nehmen." Er müsse als V-Mann arbeiten. "Nein", sagt Peter. Er müsse sich ja nicht sofort entscheiden, sagt der Mann, er solle in Ruhe darüber nachdenken. "Ich bin Muslim", sagt Peter. "Ich will ins Paradies. Was kannst du mir geben?" Der Mann sagt: "Spitzel hat es immer gegeben." Peter erwidert: "Und es wird sie immer geben, bis zum Jüngsten Gericht."

Wer Spitzel ist, der ist ein Heuchler, ein Munafiq. Und die Munafiqun sind für Peter schlimmer als die schlimmsten Feinde des Islam, schlimmer als die Ungläubigen. Im untersten Grund des Höllenfeuers brennen sie, so steht es im Koran, in der vierten Sure, im 145. Vers. Dort wo aus der Wurzel des Feuerbrandes heraus der Baum Zakum wächst, dessen Früchte wie die Köpfe des Teufels sind, Früchte, die im Magen der Heuchler deren Eingeweide kauen.

Das wusste der kleine Mann nicht.

Die jüngste Narbe hat Peter am linken Daumen, eine Schnittwunde, etwa einen halben Zentimeter tief. Das Klappmesser trägt er immer am Gürtel. Es ist kein Schwert, wie der Prophet es hatte. Aber wir leben in Deutschland, wir müssen uns integrieren, meint Peter. Die Wunde kommt vom Messerkampf-Training.

Peter kann nicht in Pakistan üben, weil ihm sein Pass abgenommen wurde, also trainiert er in Hamburg-Lohbrügge, gegenüber von Netto. Andere Muslime trainieren mit ihm. Die Kopfhaut des Trainers sieht aus, als hätte jemand versucht, einen Haufen Tischtennisbälle darunter zu verstecken. Er hat für die Bundeswehr ausgebildet. Der Fernmeldezug des Feldjägerbataillons 151 aus Neubrandenburg kennt ihn. "Mit Dank und Erinnerung" steht an der Wand des kleinen Trainingsraums.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Er lässt Peter und die anderen auf Fäusten Liegestütze machen, drei Minuten lang, manchmal länger, dann geht er herum und tritt ihnen in den Bauch, den Oberschenkel oder die Brust. Keiner beklagt sich. Danach läuft er ihnen über den Bauch, bevor sich die Schüler die Nerven an den Unterarmen kaputtschlagen. Dann Messerkampf, Faustkampf, einer gegen zwei, einer gegen drei.

Die gleichen Schüler umarmen sich später, scherzen, lachen sich kaputt.

An der Wand ist ein Gladiator aus rotem Nebel gemalt, daneben König Leonidas aus dem Film "300" mit einem Schwert in der Hand und einem Pfeil, der durch die rechte Brustwarze eintritt und durch die linke wieder raus.

Wenn Peter kämpft, dann grinst er. Wenn er Schläge eingesteckt hat oder austellt, schaut er nach unten, und seine Augen werden größer. Er trainiert länger und härter als alle anderen. Nachdem alle schon gegangen sind, macht er noch 70 Liegestütze und 30 Klimmzüge.

Er sagt: "Disziplin ist alles, ob beim Lernen oder beim Training. Man muss Disziplin haben. Man braucht einen Plan."

Seine Religion hält alles zusammen. Wenn er Hijama macht, das Blutschröpfen, seien das Wichtigste die "grundlegenden Hygieneregeln". Nach dem Gebet geht er herum und macht das Licht aus. Dass in der Al-Quds-Moschee ein Schild stand: "Bitte keine Fahrräder abstellen, sonst werden ebendiese entfernt - der Vorstand", fand er richtig. Er sagt: "Scheiße sagt man nicht."

Am Eingang ihres Trainingsraums haben Peter und seine Glaubensbrüder 27 Zeitungsartikel an die Wand geklebt, mit Klebegummi, so dass die Tapete nicht kaputtgeht: Amokläufe, Brunner-Mord, das Todesprotokoll der Loveparade. "Es reicht!" steht dort, "Endlich Knast für 20-Cent-Killer", "Das ist der Vergewaltiger von Melanie", "Tatort Neustadt: Schon wieder eine Nacht der Gewalt". 27 Artikel über eine kaputte Welt. Peter steht davor, liest sich die Sachen durch und schüttelt den Kopf. "Das ist, damit die Menschen wissen, was draußen passiert, weißt du? Das sind alles Originalfälle", sagt er.

Wenn die Stadt das Finale der Fußball-Weltmeisterschaft feiert, geht Peter in die Moschee. Während die anderen glauben, dass Peter in der falschen Welt lebt, glaubt er das Gegenteil. Während die anderen glauben, Peter sei verloren, fühlt er sich errettet, endlich.

Später, unten im Trainingskeller, stimmt einer der Brüder die Sure Al-Fatiha an. Hell und klar klingt es zwischen den Reckstangen und Hanteln. Peter betet so, wie er kämpft: wie ein Soldat, mit genauen Bewegungen. Schulter an Schulter, die Füße berühren die Füße der Nachbarn, alle Zehen in einer Linie, damit der Schaitan nicht durchkommt. Peter lässt sich zuerst auf die Knie fallen, dann erst folgen die Hände, so ist es gottgefälliger.

"Ich müsste eigentlich schon lange weg sein", meint er danach, in der U-Bahn. "Weg" ist Pakistan. Der Dschihad, sagt Peter, sei seine Lebensversicherung, für ihn und für seine Familie, tausendmal würde es ihm im Paradies zurückbezahlt. Er will zurück, sobald er seinen Pass wieder hat.

Eric Breininger, ein Dschihadist, der in Wasiristan starb, hatte ein Lächeln auf den Lippen, als er erschossen wurde, erzählt Peter. Sie hätten seine Leiche mit Säure übergossen, weil sie nicht wollten, dass er andere mit seinem Lächeln anstifte, doch die Leiche verwesete nicht, roch nach Moschus zwei Wochen lang. Er hatte einen Ständer und einen Samenerguss. Die Huris, die Engel aus dem Paradies, sind ihm begegnet.

"Die Reise", sagt Peter, "beginnt sofort."

Kann man Peter aufhalten? Wie nimmt man einem Mann das Paradies? Welche Worte setzt man dem Gott in seinem Kopf entgegen?

Wenn die Behörden Moscheen schließen, entstehen woanders neue, in Pinneberg oder in Harburg. Die neuste, die der Verfassungsschutz noch nicht erwähnen will, in Borgfelde. Von außen erkennt man sie manchmal nicht, selbst die Nachbarn wissen es oft nicht. Es ist eine Welt der Hinterhöfe. Drückt man das Ohr auf den Teppichboden in der Assalam-Moschee, in der er manchmal betet, hört man das leise Murmeln der Betenden und die Autos in der Tiefgarage darunter.

Wenn Peter Wichtiges zu erzählen hat, wie Reiserouten oder Finanzierung, lässt er sein Handy zu Hause und geht an der Alster spazieren. Er legt den Finger auf den Mund und nimmt für Unausgesprochenes Gesten. Die Bewegung, mit der er eine Kalaschnikow hält, ist das Zeichen für den Dschihad.

Seit Peter zum Islam konvertierte, ist seine Mutter, eine herzliche, gastfreundliche Frau, sehr zufrieden mit ihm. Es klingt merkwürdig, aber in den letzten Jahren hat es Peter vorangebracht in seinem Leben. Der Glaube hat ihn ruhiger gemacht. Seine

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Mutter sagt: "Allah hat mir einen neuen Sohn geschenkt, Alhamdullilah, er war nicht immer so wie jetzt."

Wer ihn nachts anruft und um einen Schlafplatz bittet, den lässt er ein. Wer arbeitslos geworden ist, dem verschafft er einen neuen Job. Wenn die Briefträgerin ihren Wagen auf dem Gehweg schiebt, macht Peter Platz. "Danke", sagt sie. "Bitte", sagt er. Er kauft Überraschungseier für die Kinder von Freunden, weil die sich so freuen, und er lacht mit ihnen. Er empfiehlt Hohes C und Granini, wegen der guten Qualität. Er hat den Hauptschulabschluss nachgemacht. Drogen hat er nicht mehr genommen, aber Arbeit gefunden im Großmarkt Hamburg, Abteilung Obst und Gemüse.

Er wischt den Tisch ab, nachdem er gegessen hat. "Wenn die Mutter nicht zufrieden mit einem ist, kommt man nicht ins Paradies", meint er.

HEILE WELT

Deutschland ist einer der größten Waffenexporteure - und kaum eine Region beherbergt mehr Rüstungsbetriebe als der Landstrich am Bodensee. Dort duldet man sie gern

Claas Tatje, Die Zeit, 04.11.2010

Paul Sonnenschein ist ganz aufgeregt, als er die Tür zum neuen Empfangsraum öffnet. »Mein jüngstes Baby«, sagt er und schaltet das Licht an. Es riecht nach frisch verlegtem Teppich, doch der Besucher schaut nicht auf den Boden. Er blickt in ein Dutzend Raketenköpfe. Willkommen bei Diehl Defence, Hersteller der modernsten Lenkflugkörper der Welt.

Das Ausstellungszimmer soll Gästen einen schnellen Überblick über die Produkte geben. »Das ist lustig jetzt«, sagt Sonnenschein und zeigt seinem Besucher in einem Film, wie es aussieht, wenn »der Seezielflugkörper abmarschiert«. Der Sprengkopf frisst sich durch einen Schiffsrumpf, als wäre der aus Wachs. Keine Sekunde später explodiert das Schiff. »Die Waffe ist nun einmal ein gefährliches Produkt«, sagt Sonnenschein.

Wenn die noch nicht lackierte Eingangstür demnächst unternehmensblau erstrahlt, wird auch Sabine Becker zu Besuch kommen. Becker ist Oberbürgermeisterin in Überlingen am Bodensee und Diehl Defence der größte Steuerzahler, Arbeitgeber und Mäzen am Ort. »Diehl ist sehr, sehr wichtig für Überlingen und die gesamte Region«, sagt sie.

In ihrem Rathausbüro schwärmt Becker von sanften Hügeln, Obstbaumplantagen und den Blumenwiesen im Kreisverkehr. Abends, kurz bevor die Sonne die Alpen zum Glühen bringt, genießen die Touristen einen Schoppen Wein am Ufer der lang gestreckten Seepromenade. »Lebensqualität pur«, sagt Becker. Im Örtchen Nußdorf müssen die Anlieger eine Genusszulage zahlen, »weil es so malerisch liegt«. Das Hauptquartier von Diehl Defence ist in der Alten Nußdorfer Straße 13.

Der Wohlstand am Bodensee ist eng verknüpft mit den Rüstungsbetrieben, die sich selbst lieber als Teil der »Sicherheits- oder Wehrtechnikbranche« sehen. Ihr Wohlergehen wird von den jüngsten Ankündigungen der Bundesregierung, den Verteidigungsetat drastisch zu kürzen, wohl kaum infrage gestellt. Deutschland rüstet ab, titelte zwar das Handelsblatt. Die Welt aber rüstet auf - und damit rüsten auch die Firmen am Bodensee auf. Sie sind längst nicht mehr auf den Heimatmarkt allein

angewiesen. Deutschland ist einer der größten Rüstungsexporteure der Welt. Laut dem schwedischen Friedensforschungsinstitut Sipri liegt die Bundesrepublik auf Rang drei hinter den USA und Russland - und das, obwohl die deutschen Exportkontrollen zu den strengsten der Welt zählen.

Kaum eine Region in Deutschland profitiert davon so sehr wie der Bodenseekreis, der sich von Überlingen bis nach Friedrichshafen erstreckt. Wer die Bundesstraße 31 nach Westen fährt, passiert zunächst das Hinweisschild für Diehl Defence, eine halbe Stunde später wirbt Cassidian, die Rüstungstochter des Luft- und Raumfahrtkonzerns EADS. Nur wenige Minuten entfernt hat Tognum seinen Sitz. Dessen Tochter MTU baut die Motoren für Fregatten und Panzer.

Mehr als ein Dutzend größerer Rüstungsfirmen residieren am Bodensee (siehe Karte). Besonders prominent: die Zahnradfabrik Friedrichshafen. Die meisten kennen ZF als Automobilzulieferer. Aber in der Bilanz des Unternehmens gibt es den Posten Sonder-Antriebstechnik, und dahinter verbirgt sich auch das Segment Militärfahrzeuge.

Wer sich am Bodensee umtut, bekommt ein Gefühl dafür, wie die deutsche Rüstungsindustrie 20 Jahre nach dem Ende des Kalten Krieges tickt. Warum sie erfolgreich ist. Und warum die meisten Menschen in der Region das sogar gut finden.

Selbstverständlich ist das nicht. Denn an sich passt der Anblick von zerfetzten Schiffen - und sei es nur im Film - nicht so recht zur Seeidylle, von der Überlingens Oberbürgermeisterin Becker stellvertretend für viele andere schwärmt. Nur: Die Rüstungsbetriebe beschäftigen Tausende Mitarbeiter, sie zahlen Millionen Euro Gewerbesteuer, unterstützen Vereine, finanzieren Kindergärten und geben Geld für Schulen, Blasorchester oder Sportveranstaltungen. Rüstungsproduktion sorgt hier für sozialen Kitt. Darauf will keine Kommune verzichten. Und die Kirche auch nicht.

Ein Friedrichshafener Pastor etwa redet nur ungern über Panzer und Raketen: »Für uns als Kirchengemeinde ist das Thema sehr heikel. Wer die Rüstungsindustrie kritisiert, sägt hier am eigenen Ast.« Es ist nicht nur die Kirchensteuer. Es sind auch Hunderte Gemeindeglieder, die man nicht verprellen will.

Auch in der Politik spielt das Thema kaum eine Rolle, obwohl es immer wieder Anlass gäbe. Zuletzt sorgte Cassidian für Wirbel. Mit vier Gymnasien unterschrieb Standortleiter Gerhard Wischmann Bildungspartnerschaften. Geplant sind Bewerbertraining, Betriebsbesichtigungen und Schnuppertage. »Es gibt da überhaupt kein Zucken. Wir sind ein großer Arbeitgeber«, sagt Wischmann. Das sei auch im Sinne der Schulleiter. Nur in Konstanz wurde zu einer Demonstration aufgerufen. Kein Wunder, dort ist die Verflechtung mit der Rüstungsindustrie weniger eng.

Andernorts dagegen lebt die Tradition auch in den Namen der Schulen fort. Sie sind nach Claude Dornier, Karl Maybach oder Graf Zeppelin benannt. Vor allem Ferdinand Graf von Zeppelin hat aus der Region gemacht, was sie heute ist. Ab 1899 ließ er »für die Zwecke des Heeres und der Flotte« am Bodensee Luftschiffe montieren. Im Sog seiner Erfindung siedelte sich auch die heutige MTU als Luftfahrzeug-Motorenbau GmbH bei Friedrichshafen an. Zudem nutzte Zeppelin das Know-how seiner Ingenieure für die Entwicklung von Flugzeugen. Aus Tüftelwerkstätten wurden während des Ersten Weltkriegs Fabrikanlagen, die mehr als 3000 Menschen beschäftigten und ein Drittel der gesamten deutschen Flugzeugproduktion übernahmen. Damit war der Rüstungscluster Bodensee entstanden, der selbst die Verheerungen zweier Weltkriege schadlos überstand.

Die Branche floriert: Diehl Defence, eine Tochter der Diehl Gruppe, rechnet in diesem Jahr mit 740 Millionen Euro Umsatz - 130 Millionen mehr als noch vor zwei Jahren. Die Mitarbeiterzahl steigt auf knapp 3200, davon 900 in Überlingen. Bei der Holding Tognum, zu der MTU gehört, arbeiten in Friedrichshafen 5500 Mitarbeiter. Den Anteil des Verteidigungsgeschäfts schätzt das Unternehmen auf ein Fünftel des Gesamtumsatzes, das wären 2009 rund 500 Millionen Euro gewesen. Cassidian und EADS Astrium beschäftigen am Standort Friedrichshafen 2500 Mitarbeiter. Der Umsatz der gesamten EADS-Rüstungssparte (ohne Astrium) betrug 2009 rund 5,4 Milliarden Euro. Und keine andere Tochter der EADS ist profitabler.

Wer am Bodensee also jenseits des Tourismus Geld verdienen möchte, der landet bei der Rüstung. Und nicht nur Arbeitsplätze sorgen für Abhängigkeiten. Wenn man so will, hat Graf Zeppelin über die Zeppelin-Stiftung den Friedrichshafenern sein Vermögen vermacht. Aus den Zinseinnahmen, so will es der Stiftungszweck, sollen in der Stadt soziale und kulturelle Projekte gefördert werden. »Die Stiftung gibt uns einen Gestaltungsspielraum, den andere Städte längst nicht mehr haben«, sagt Friedrichshafens Oberbürgermeister Andreas Brand. Kindergartenplätze, Konzerte und Kulturfestivals - dank Zeppelin ist das kaum ein Problem.

Andernorts sorgen die sprudelnden Gewerbesteuerereinnahmen für gute Stimmung. In Immenstaad wurde bislang »Kanalisation nicht einfach geflickt, sondern gleich in der ganzen Länge ausgetauscht«, sagt ein Ortschaftsrat. Dank der Firma Cassidian ist die Gemeinde vergleichsweise wohlhabend. Den Bau einer fast 4,7 Millionen Euro teuren Kindertagesstätte hätte der Gemeinderat trotz umfangreicher Zuschüsse von Bund und EU ohne das Unternehmen im Rücken wohl kaum abgesehnet. Jetzt kann ihn die Stadt aus den Rücklagen finanzieren.

Werksbesuche sollen die gute Stimmung zwischen den örtlichen Honoratioren und dem Unternehmen ebenfalls fördern. Im frühen Herbst wurden Immenstaads Gemeinderäte von Cassidians Standortleiter Wischmann in einen dunklen Raum

geführt, den nur das Kunstlicht von mehr als einem Dutzend Monitore aufhellte. In einer imaginären Kommandozentrale nahmen die Lokalpolitiker dann an einer Evakuierungsoperation im fiktiven Land Mobo teil. Computer steuerten den Einsatz, unbemannte Drohnen überwachten den Luftraum. Eine Elitetruppe stürmte eine deutsche Botschaft und befreite Geiseln. Am Ende starben natürlich nur die Terroristen. Dank EADS-Technik blieben die Guten - in diesem Fall gekidnappte Geschäftsleute - unverletzt.

Einer der teilnehmenden Gemeinderäte erinnert sich an ein »gruseliges Kriegsszenario«. Wischmann erzählt es ganz anders. »Die Menschen verstehen uns seit Jahrzehnten als Innovationsführer. Sie sind stolz auf das Unternehmen«, sagt er. Blut sieht während der Vorführung keiner. Das ist kein Zufall. Wie keine andere Firma arbeitet EADS daran, das Image eines Rüstungskonzerns loszuwerden.

Das beginnt beim Namen. Vor Kurzem wurde aus EADS Verteidigung und Sicherheit schlicht Cassidian. Die Bezeichnung soll »für weltweiten Schutz und Sicherheit« stehen, erklärt das Unternehmen. Weiter geht es gern mit dem Hinweis, dass vieles, was man herstelle, auch zivilen Zwecken diene. In der Tat verschwimmen die Grenzen zwischen Sicherheitstechnik, Wehrtechnik und Rüstung immer wieder, viele Produkte lassen sich militärisch, aber eben auch zivil nutzen. Die Ingenieure unterscheiden ohnehin nicht. Sie erzählen begeistert von den digitalen Landkarten im Eurofighter und dem Alarmsystem Hellas, das Piloten im Tiefflug rechtzeitig vor Hochspannungsleitungen warnt. »Das können die Amerikaner noch nicht«, sagt ein zuständiger Entwickler stolz.

Cassidian ist am Bau des Eurofighters beteiligt und produziert wichtige Teile für den Hubschrauber NH90 und das Transportflugzeug A400M, mit dem Truppen und Panzer in Kriegsgebiete und Krisenherde transportiert werden sollen. Teils ist der Krieg auch in Immenstaad ganz nah. So stehen in den Wartungshallen Metallcontainer aus Afghanistan, die überholt werden sollen. Nur der olivgrüne Anstrich verrät die militärische Nutzung - entweder als mobiler Gefechtsstand oder als Krankenstation. Und doch: »Ich schäme ich mich nicht für meine Arbeit«, sagt Standortleiter Wischmann, der bei EADS noch vor Kurzem für den zivilen Airbus A380 mitverantwortlich war. »Wir bauen Aufklärungsgeräte, die die Piloten mit Informationen versorgen, damit sie keine Fehlentscheidungen treffen.« Die an der Rüstung und Verteidigung Beteiligten, fügt der Manager noch hinzu, »sind nicht diejenigen, die entscheiden, wie diese im Einsatzfall genutzt werden«.

Die Dinge zu rationalisieren und Distanz zwischen das eigene Tun und die Kämpfe da draußen in der Welt zu legen - das ist in der Rüstungsbranche ein oft wiederkehrendes Muster. Heinz Friedrich kann es gut erklären. Der 75-Jährige war Leiter der Flugzeugsimulation bei Dornier und arbeitete mit an der Entwicklung des Alphajet-Cockpits. Heute sitzt er in seinem Reihenhaus, vor sich einen Kaffee und

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

einen dicken Ordner. Darin hat er sein Berufsleben dokumentiert, wobei die meisten Erinnerungen ohnehin in seinem Kopf gespeichert sind. Nie sei am Arbeitsplatz über Moral oder Krieg geredet worden, sagt er. »Wir machen nur den Transport, nicht die Waffe«, habe die Führung bei Dornier ihr Tun gerechtfertigt. Diese Haltung könne dann bis auf die kleinste Einheit heruntergebrochen werden, erklärt Friedrich: »Wenn man an der Waffe arbeitet, trennt man zwischen Treibsatz und Sprengsatz, und so kann man immer weiter unterteilen, bis das eigene Teil dann einwandfrei ist.«

Friedrich hat sich vor Jahren öffentlich gegen den Jäger 90 - so hieß der Eurofighter anfangs - ausgesprochen. Auf Druck des örtlichen Bundestagsabgeordneten verlor er damals seinen Posten, irgendwie war er ganz froh darüber. Als Hilfsprediger steht Friedrich seit 43 Jahren sonntags auf der Kanzel der Immenstaader Kirchengemeinde. Wie er seine Arbeit damals rechtfertigte? »Das Haus war noch nicht abgezahlt, vier Kinder waren im Studium. Ich war zu spezialisiert, wohin hätte ich am Bodensee denn wechseln sollen?«

Viele andere sehen ihre Arbeit weit entspannter. Georg Ruetz zum Beispiel. Seit 40 Jahren entwickelt der Ingenieur bei MTU Motoren. Kurz vor der Rente hat er sich noch einmal versetzen lassen, um den Motor des neuen Schützenpanzers Puma zu optimieren. »Eine Herausforderung zum Abschluss des Berufslebens« habe er gebraucht, sagt Ruetz. Im mausgrauen Anzug steht er am Prüfstand, seine Augen leuchten, als er eine Fahrt steil bergauf simulieren lässt und die Ölpumpen des Puma-Motors trotzdem saugen. Es sind Tüftler wie er, die dafür sorgen, dass Deutschlands Rüstungsprodukte auch im Ausland so erfolgreich sind. In kaum einer anderen Region Deutschlands werden pro Jahr so viele Patente entwickelt wie in Bodensee-Oberschwaben.

Wenn Ruetz von den Toten im Irak oder in Afghanistan hört, was denkt der Ingenieur dann über die Panzerproduktion? »Wenn man im Fernsehen die Bilder sieht, dann brauchen unsere Soldaten in Afghanistan das. Da habe ich kein schlechtes Gewissen«, antwortet der 60-Jährige.

Ein schlechtes Gewissen, das hat auch sein Chef Volker Heuer nicht. Zumindest sagt er das. Aber er kommt doch ein bisschen ins Stocken. »Wir haben kein Produkt, das unmittelbar zu solchen Zwischenfällen führen kann, weil der bestmögliche Antrieb ein Schutz für denjenigen ist, der im Fahrzeug sitzt, um gesund wieder nach Hause zu kommen. Insofern sehen wir unsere Rolle da ein bisschen anders, als wenn wir das Feuerleitsystem oder die Kanone bauen würden«, erläutert Heuer. MTU spreche bewusst von Defence-Systemen, also Fahrzeugen, die nicht im Angriff eingesetzt würden, sondern zur Verteidigung.

Lieber schon spricht Heuer über die großen Chancen, die sich dem Unternehmen bieten. MTU entwickelt auch Schiffsmotoren für U-Boote und Fregatten. Längst hat das

Unternehmen Werke in China, Fertigungen in den USA und der Türkei. In Indien baut der Konzern gerade ein Ingenieurzentrum auf. In ferner Zukunft werde vor allem im Ausland gefertigt und in Deutschland entwickelt, sagt Heuer. Gefährdet der Sparkurs europäischer Regierungen das Geschäft? Heuers Antwort klingt, als spräche er über einen Kampfeinsatz: »Da sehe ich keine nachhaltigen Bedrohungen.« Dann schwärmt der MTU-Mann von den Wachstumswerten Brasiliens, den interessanten Perspektiven Russlands und der Dynamik Indiens. Wer sein Büro verlässt, hat nicht das Gefühl, dass sich Heuer um die Zukunft seines Unternehmens sorgen muss. Deutsche Motoren sind in der Welt gefragt wie selten zuvor. Das Geschäft brummt.

Wahrscheinlich gilt das auch für die Produkte von Diehl Defence. Im neuen Empfangsraum ist Sprecher Paul Sonnenschein darum bemüht, den Eindruck zu erwecken, dass die deutsche Rüstungsindustrie ein sauberes Geschäft ist. Irgendwie hat er ja recht damit. Mindestens hundertmal reiner als der Empfangsraum sind manche Arbeitsplätze in der Lenkflugkörperfertigung. Dreck gefährdet die Präzision des Verkaufsschlagers Iris-T. In hellblauer Schutzkleidung, die Finger in Latexfingerlinge gestülpt, arbeiten hier vor allem Frauen an der Konstruktion des Infrarot-Suchkopfes für das Waffensystem. Ein Bild wie in der Chirurgie, nur dass hier das Herz der modernsten Kurzstreckenrakete der Welt zusammengeflickt wird. »Männer mit ihrer Grobmotorik sind für diese filigrane Arbeit weniger geeignet«, sagt Sonnenschein.

Erst im vergangenen Jahr verklagte Diehl Defence einen Journalisten, weil der das Artilleriegeschoss Smart 155 als Streubombe bezeichnet hatte. Für die Hersteller solcher Waffen sind Streubomben dumm, gemein und hinterhältig. Bei der Smart 155 handele es sich aber um »Präzisionsmunition«, sagt Claus Günther, der Chef von Diehl Defence.

Mit Smart töten Soldaten also clever. Aber - sie töten. Wird Günther da nicht mulmig? Der Chef weicht aus: »Wir tun alles nur Mögliche, um zu verhindern, dass unsere Munition in die Hände von Verbrechern und Terroristen gelangt.«

Günther redet Klartext. Seine Stirn legt er regelmäßig in Falten; wenn er Argumente untermauern will, klopft er mit seinen wuchtigen Fingern auf den massiven Konferenztisch. Obwohl auch Diehl Defence vor allem fernab der Heimat verkauft, warnt er vor den Etatkürzungen der Bundeswehr: »Wenn hier weniger hergestellt wird und wir alles im Ausland kaufen, dann werden Milliarden Steuergelder im Ausland ausgegeben.« Er sagt Mi-li-arrden und spricht auch über die Lohnsteuer, die nicht mehr in Deutschland abgeführt würde. Zudem brauche Diehl Defence »die eigenen Streitkräfte als Referenzkunden«. In Günthers Büro hängt eine Satire, die Verteidigungsminister zu Gutenberg zum Rumpelstilzchen degradiert. Sie ist nur lose aufgehängt, sodass sie sich jederzeit wieder abnehmen lässt - falls der Minister mal vorbeischaut.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Die Gespräche mit den drei Rüstungsbossen Günther (Diehl Defence), Heuer (Tognum/MTU) und Wischmann (Cassidian) gleichen sich. Alle reden detailverliebt über Umsatz, Wachstumsmärkte und Innovationskraft. Fragen nach der Moral und der eigenen Verantwortung scheinen sie zu irritieren. Wischmann beispielsweise sagt, ihm komme das dann vor wie vor 40 Jahren, wie bei den Achtundsechzigern.

Wie die Nähe und das Geld die kritischen Fragen allmählich verstummen lassen, das hat Oswald Burger an sich selbst beobachten können. Einst bekam der 61-Jährige ein Bundesverdienstkreuz dafür, dass er die Geschichte des Überlinger Stollens recherchiert hatte. Dort wollte gegen Ende des Zweiten Weltkriegs die Friedrichshafener Rüstungsindustrie Waffen produzieren. Hunderte Zwangsarbeiter kamen in dem Stollen ums Leben. Burger machte diese Verbrechen publik, und auch heute stochert der Überlinger eigentlich gern in alten Wunden.

Man sollte also annehmen, dass Burger Diehl Defence verabscheut. Doch der bekennende Pazifist ist auch Berufsschullehrer an der Jörg-Zürn-Gewerbeschule und sagt, dass »die besten Schüler von Diehl Defence« kommen. Burgers Schwiegersohn ist bei Diehl beschäftigt, seine Schwester hat dort gearbeitet. Burger sitzt auch im Vorstand des Überlinger Fördervereins Sommertheater, und da »überlegen wir gerade, ob wir einen Sponsoringantrag stellen«. Sein Problem: Neben Diehl gibt es nicht viel in Überlingen, was nichts mit Rüstung zu tun hat. »Je mehr ich mich gesellschaftlich engagierte, desto zurückhaltender bin ich mit kritischen Äußerungen geworden«, ist Burger irgendwann aufgefallen.

Echte Pazifisten sind rar am Bodensee. Die meisten sind längst pragmatisch geworden - oder sie heißen Nena. Die Popsängerin trat vergangenes Jahr bei MTU auf, als Stargast beim Betriebsfest zum 100. Geburtstag des Unternehmens. Natürlich hat sie ihr Friedenslied von den 99 Luftballons gesungen, und 14000 Besucher sangen mit. Bevor Nena kam, war die Hauptattraktion des Betriebsfests ein Leopard-II-Panzer.